



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Die Bekehrung	413
Japanisches Theater. Von Friedrich Pergenski	429
Erzählromane. Von Maria Janitschek	437
Selbstmord. Von Drews, Singer, Seiffière, Benedikt	441
Banken und Industrie. Von Laden	444
Drei Briefe. Von Jentsch, Selou-Watson, M. S.	448

Nachdruck verboten.

Er erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Greifbühlstraße 10.

1905.

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstrasse 180, Ecke Taubenstrasse

Wein-Restaurant

Déjeuner à M. 2,—, Dinners, Soupers
von M. 3,— an, sowie à la carte

Beste Küche bei mässigen Preisen.

Bier-Restaurant

Ausschank der Freih. v. Tucher'schen
Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel

Fritz Otto.

„Colosseum!“ * **Täglich: „Rin - in's Colosseum!“**

Dresdenerstr. 97.

Heltene Szenen von Leopold Ely. — Musik von Rudolf Nelson.

Anfang 8 Uhr.

Fortunatus Biedermann

Anastasia, s. bess. Hälfte

Sophie } beider Kinder

Eduard }
Theodor Steiner . . .

Martin Bendix

Alice Düring

Trudy Truth

Gust. Waldau

Gust. Blum

Hauptdarsteller:

Rudel v. Brillwitz . . .

Manon Frelu

Pauline, mod. Dänem. . .

Johannes Bliemchen . .

Enzo: Lotta Sabau, d. Kleine Götzen, Lucia Ramelli, Ossi Fiersteck.

Sonntag 7 Uhr.

Litke Carlsen

Paulette v. Roy

Martha Wald

Hugo Hochgemuth

Concertsaal Festdekoration. — Musik und Gesang! bis 1 Uhr Nachts

„Der Kaiserhof“

Am 1. und 2. Weihnachtstage

in im grossen Saal und Lichthof

Diner verbunden mit Konzert

Vorbestellungen erbeten, ebenso zum Silvester-Souper.

**Hervorragendes Tafel-
und Gesundheits-Wasser**

Wameda

Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.

Berlin, Oultzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).



Berlin, den 23. Dezember 1905.

Die Bescherung.

Vor acht Tagen citirte ich, unter anderen Sätzen aus Bismarcks Briefen an Leopold von Lerlach, die drei Fragen: „Können Sie mir ein Ziel nennen, das unsere Politik sich etwa vorgesteckt hat? Glauben Sie, daß bei den Leitern der anderen großen Staaten die selbe Leere an positiven Zwecken und Ideen vorhanden ist? Können Sie mir ferner einen Verbündeten nennen, auf den wir zählen könnten, wenn es heute gerade zum Kriege käme?“ Als diese Fragen, die ein gewissenhafter Schreiber in seiner Zeitungssprache jezt wieder „aktuell“ nennen müßte, gestellt wurden, konnte in Berlin kein Verständiger daran denken, einen Konflikt mit den Westmächten auszufechten oder in Afrika die schwarzweiße Flagge zu hissen. Von Marokko war in den Theekränzchen und Konditoreien der Spreestadt eine Weile geredet worden, als Risspiraten den Prinzen Adalbert von Preußen gehindert hatten, mit der Korvette „Danzig“ an der Rifküste zu landen. Sieben Tote und achtzehn Verwundete: mit dieser Bilanz schloß der erste deutsche Versuch ab, im Maghreb el Akfa als Freund und Kulturbringer Fuß zu fassen. Das geschah im Jahr 1856. In dem selben Jahr erzwang England (dessen Hilfe Muley Zidan schon im siebzehnten Jahrhundert gegen Portugal und Spanien angerufen und das längst nun wieder nach dem marokkanischen Handel die Polypenarme ausgestreckt hatte) vom Scherifenreich einen Handelsvertrag. Die Portugiesen waren abgezogen, die Spanier aber hockten noch in den Seeadlernesten der fünf Presidios und hatten die Verlegenheit des Westkalifen sogar benutzt, um sich das Gebiet von Ceuta zurückzuholen. Diese Verlegenheit war durch Frankreichs Einmarsch in Algerien und durch die Rebellion des entlaufenen Marabut Abd el Kader entstanden, der die Musulmanen gegen die christliche Bedränger zu den Waffen gerufen hatte. Die Truppen des Sultans waren von Bugaud geschlagen, die

Hafenstädte Tanger und Mogador vom Prinzen Joinville bombardirt worden: Muley abd urRahman mußte im Vertrag von Tanger 1844 den neuen Herren Algeriens die selbe Grenze und das selbe Lebensrecht zugestehen wie einst den Türken. Damit war Frankreich für den Augenblick zufrieden; merkte aber bald, daß es in Algerien erst Ruhe haben werde, wenn das Nachbarreich seinem Willkür gehorche. Louis Napoleon, der sich schon vor Orsinis Attentat unsicher fühlte und dem Mob gern Etwas bieten wollte, ließ das verschleierte Auge über die Landkarte schweifen und fand, in Afrika habe das neue empire noch nicht den ihm gebührenden Raum. An der Hoftafel sagte er eines Tages zum Lord Cowley, der England in Paris vertrat, das Bündniß der Westmächte habe eigentlich doch auch die Aufgabe, die afrikanischen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Britanien möge Egypten, Frankreich Marokko nehmen; damit Sardinien nicht ganz leer ausgehe, könne man ihm Tunis geben. Cowley meldete das Tischgespräch dem Auswärtigen Amt, dessen Chef, Lord Clarendon, dem Premierminister Bericht erstattete. Palmerston war für das Projekt nicht zu haben. „Nach der Eroberung Marokkos“, schrieb er an Clarendon, „trachtete schon Louis Philippe; ich wußte, daß sein Plan noch heute in den Archiven der französischen Regierung liegt, die nur die günstige Gelegenheit abgewartet hat, um ihn aus dem Aktendeckel hervorzuziehen. Lord Cowley soll so schnell wie möglich seine Einwände geltend machen. Sicher würden manche Erdtheile von Frankreich, England und Sardinien besser regirt werden, als sie es jezt sind. Doch die Kraft unseres Bündnisses wird nicht nur durch Heere und Flotten verbürgt, sondern mehr noch durch das sittliche Prinzip, auf dem es beruht. Sein einziger Zweck ist, ungerechte Angriffe abzuwehren, den Schwachen vor dem Starken zu schützen und das Gleichgewicht der Mächte zu erhalten. Dürfen wir da ohne Provokation zum Angriff übergehen? Egypten dem Osmanenreich entreißen, dessen Unantastbarkeit wir garantirt haben? Keine englische Regierung könnte ungestraft an einem Unternehmen mitwirken, das ein frevler Verstoß gegen die moralischen Gesetze der Menschheit wäre. Uebrigens könnten wir die Herrschaft über Egypten nicht als eine Kompensation für die französische Eroberung Marokkos betrachten. Wir müssen mit unserem Verkehrseinfluß beiden Ländern zu neuer Blüthe zu helfen suchen, und aber vor Kreuzzügen und Erobererkriegen hüten, die uns in den Augen aller anderen civilisirten Völker verurtheilen würden.“ Wenn Bismarck, der im selben Jenz 1857 die hier erwähnten Briefe an Gerlach schrieb, diese Note Palmerstons gekannt hätte, wäre er schnell, ohne Zaudern, zu dem Urtheil gekommen: „Hinter all dem Heuchlgerede steckt eine richtige Ansicht. England kann nicht dulden, daß eine andere europäische Macht in Marokko herrscht. Das sah schon Nelson

ein; und sagte deshalb, Tanger müsse marokkanisch bleiben oder englisch werden. Daß wir da unten nichts zu suchen haben, ist für spätere Zeit gut; denn diese Reibungsfläche wird einer klugen deutschen Politik die Möglichkeit schaffen, eine uns gefährliche Intimität der Westmächte zu hindern.“ Nur England, Frankreich und Spanien also galten damals als in Marokko interessirt.

Diese Meinung beherrschte die Kabinete auch noch, als Europas Antlitz verwandelt, die französische Republik und das Deutsche Reich entstanden war. Der Gedanke, Deutschland könne sich in der heißesten Interessenzone der Mittelmeermächte einen Platz fordern, wäre als ein Wahngespinnst verhöhnt worden. Daß Bismarck an solches Abenteuer nicht dachte, ist erwiesen. Nicht nur durch sein Wort, die nächste Valgerei der Großmächte werde wahrscheinlich wegen des marokkanischen Zankapfels ausbrechen; unzweideutiger noch durch sein Handeln. Als in der ersten Regentenzeit des Sultans Muley Hassan die Frage streitig geworden war, unter welchen Bedingungen die Konsuln der fremden Mächte im Belad el Maghzen Marokkanern (Musulmanen und Juden) ihren Schutz gewähren dürften, forderte Sir John Drummond Hay, Englands Gesandter und der entschlossenste Gegner der französischen Ansprüche, in Fez die Einberufung einer Konferenz, die als Schiedsgericht tagen solle. In Paris leitete Freycinet die internationale Politik; in Berlin war Chlodwig Hohenlohe des Kanzlers Gehilfe im Auswärtigen Amt. Frankreich war am Hofe Wilhelms durch Saint-Ballier, in Madrid durch den Admiral Zaurès vertreten. Kaum hatte Zaurès, im Auftrag seiner Regierung, dem Verlangen Hays zugestimmt: da schickte Bismarck den Fürsten Hohenlohe zu Saint-Ballier und ließ erklären, der Vertreter des Deutschen Reiches, das in Marokko keine Interessen habe, sei angewiesen, auf der Konferenz jeden Vorschlag seines französischen Kollegen zu unterstützen. Freycinet dankte sehr artig für diese Zusage, deren Werth die Regierung der Republik zu schätzen wisse. Und das Versprechen wurde eingelöst. Während der ganzen Dauer der madriider Konferenz konnte Frankreich über die deutsche Stimme verfügen; auch als es vorschlug, allen Signatarmächten die Rechte der meistbegünstigten Nation einzuräumen. Das stand im vorletzten Artikel des Vertrages, der am ersten Mai 1881 in Tanger ratifizirt wurde. Auch diese Konvention schuf keinen auf die Dauer erträglichen Zustand. England wollte den status quo erhalten, Frankreich ihn geändert sehen. Drummond Hay schrieb 1885, er würde leichteren Herzens im Aermekanal die französische Herrschaft dulden als in der Mittelmeergege, auf dem Weg nach Indien; wenn Frankreich das Protektorat über Marokko erwürbe und Tanger stark befestigen ließe, wäre Gibraltar bedroht. Ein Jahr danach wurde das von England, Frankreich und Deutsch-

land gemeinsam vorgeschlagene Handelsvertragsprojekt in Fez abgelehnt. Bismarck blieb ruhig. Marokko war ihm Heluba; wichtig nur die ungestörte Fortdauer des franko-britischen Interessenstreites und Frankreichs wachsende Verbürdung mit Kraftverbrauchenden Kolonialpflichten. Als er entlassen war, setzte der deutsche Gesandte beim Sultan ein Handelsabkommen durch: und Deutschland hatte in Marokko nun Interessen zu wahren. Was dann geschah, habe ich schon einmal erzählt. „Ruthgebrüll des britischen Leun. Solche Verschiebung des Gleichgewichtes darf nicht geduldet werden. Doch vergebens schrieb Salisbury zornige Noten und mahnte an Alles, was England für die Unabhängigkeit des scherifischen Reiches gethan habe. Vergebens nahm der Vertreter britischer Majestät sieben Offiziere nach Fez mit; alle Sieben konnten, trotzdem der schottische Raid Maclean, der die Escorte kommandirte (und noch jetzt seine Rolle in Marokko spielt) ihnen half, keinen Sieg erstreiten. Im Mai 1890 hatten die Verhandlungen begonnen; im August 1892 mußte Salisbury dem Parlament bekennen, daß nichts erreicht worden sei. Und wer hatte die Schlappe verschuldet? Frankreich zum größten, Deutschland zum kleineren Theil“. Zum ersten Mal war in England jetzt der Gedanke aufgetaucht, das Deutsche Reich könne in Marokko auch politischen Vortheil suchen. Mehrere Mächte, schrieb der britische Gesandte an Salisbury, warten nur auf die Stunde, die ihnen erlauben wird, ein Stück des Sultanates an sich zu reißen; der sicherste Wall gegen solche Pläne wäre ein Handelsvertrag mit England; und ich erbitte die Autorisation, im Fall einer neuen Ablehnung dieses Vertrages sehr ernsthaft, nicht nur im Ton der Enttäuschung und des Vorwurfes, mit dem Sultan reden zu dürfen. Alles vergebens. Erst als Muley Abd ul Aziz auf den Thron gelangt war, machte England in Fez wieder das Wetter. Deutschland schien seitdem mit dem kleinen Handelsprofit zufrieden, der aus Marokko zu holen war. Für Frankreich war die Situation schwieriger. In den Tagen von Fajshoda zeigte sich. Wenn die pariser Regierung dem wilden Marchand damals nicht den Rückzug befohlen hätte, wäre von Marokko aus die Rebellenfahne nach Algerien getragen, die marokkanische Küste von England als Flottenstützpunkt gegen die algerischen Häfen benützt worden. Nie hatten die Franzosen so klar erkannt, daß ihr nordafrikanisches Kolonialreich gefährdet bleibe, so lange sie Marokkos nicht sicher seien. Was aber war zu thun? Der englische Gesandte Nicolson hatte das Ohr des Sultans; und Britanien würde gewiß nicht von dem Standpunkt weichen, den Palmerston, Beaconsfield und Salisbury so zäh vertheidigt hatten. Dabei wuchs die Unruhe in den Grenzdistrikten. Marokkaner griffen in Südoran die französischen Wachtposten an. Ein Franzose wurde an der Rifküste ermordet. Das konnte man nicht hinnehmen. Versuchte es zuerst

mit einer kleinen Flottendemonstration, zwang den eingeschüchterten Sultan dann, Sondergesandte nach Paris zu schicken, und erreichte endlich eine dem algerischen Interesse nützliche Revision des Grenzvertrages vom fünfzehnten März 1845. Ueber dieses Abkommen (vom zwanzigsten Juli 1901) sagte Delcassé: Les relations de l'Algérie et du Maroc en seront améliorées. On peut espérer que les rapports de la France et de l'empire chérifien bénéficieront encore plus de cet accord, qui manifeste si évidemment la loyauté de notre politique traditionnelle à l'égard du Maghzen. Im nächsten Jahr verbürgten neue Abmachungen beiden Nachbarn die assistance mutuelle. Der Maghzen erbittet von Frankreich Truppeninstruktoren, borgt von einer französischen Bank Geld und entschließt sich im Juni 1903 sogar, die Republik um militärische Hilfe gegen den Anhang des Prätendenten zu ersuchen. Inzwischen war das anglo-japanische Bündniß geschlossen worden, dessen Bedeutung für Indochina kein Wacker verkennen konnte. Auch ohne Rußlands Niederlage wäre die Verständigung mit England unaufschiebbar geworden. Der alte Plan der beiden Louis lag ja noch im Archiv. Und diesmal zeigte Britannia sich willig. Gegen den Deutschen Kaiser, der nach dem Dreijack griff und feierlich erklärte, ohne seine Mitwirkung sei fortan auf dem Erdball keine große Entscheidung mehr möglich, war Frankreich als Bundesgenosse sehr willkommen. Und die pénétration pacifique, von der Delcassé in Paris und Revoil in Algier sprach, brauchte den Herrn von Gibraltar am Ende gar nicht zu bedrohen. Am siebenzehnten April 1904, neun Tage nach der Unterzeichnung, wurde das Kolonialabkommen in London veröffentlicht. In dem hinzugefügten Kommentar sagte Lord Lansdowne, Frankreich dürfe die marokkanische Küste nicht befestigen, den Territorialbesitz und die Autorität des Sultans nicht im Geringsten antasten. Da Frankreich die Verantwortlichkeit und die Opfer auf sich nehmen wolle, die nöthig seien, um den anarchischen Grenzzuständen ein Ende zu machen, habe es auch das Recht, in Marokko als Vormacht anerkannt zu werden. „Wir wären aber nicht in der Lage gewesen, den Vertragsentwurf anzunehmen, wenn er das britische Interesse irgendwie verletzte oder Englands Handel die Straße sperrte.“ Der franko-spanische Vertrag folgte im Oktober. Pflichten und Rechte sind anders vertheilt, Frankreich, England, Spanien aber noch immer die Hauptinteressenten.

Das Deutsche Reich hat 1880 erklärt, es sei in Marokko nicht interessiert. Im Juni 1901, als die Sondergesandtschaft des Sultans in Paris ist, fragt Fürst Radolin den Minister Delcassé, ob Frankreich das Protektorat über Marokko erstrebe. Antwort: „Wenn mit dem Wort ‚Protektorat‘ gesagt sein soll, Frankreich, das in Algerien und Tunis herrscht, habe im Scherifenreich eine ganz

besondere Stellung (une situation absolument à part), die es auch künftig wahren müsse, dann scheint diese Thatsache mir unbestreitbar.“ Radolin: „Vollkommen richtig; diese Situation ist ja auch Jedem klar.“ Vier Monate danach löst Graf Bülow den Fürsten Hohenlohe im Kanzleramt ab. Als die ersten Gerüchte über das franko-britische Abkommen durchsickern, bittet unser Botschafter Herr Delcassé um die Erlaubniß, eine indiscrete Frage zu stellen. Antwort: „Wir denken nicht an politische und territoriale Aenderungen; aber die im Grenzgebiet wachsende Unruhe und die dadurch verursachte Erhöhung unserer Kostenlast zwingt uns jetzt zur Intervention. Wir wollen dem Sultan helfen. Unsere Intervention wird allen Mächten Borthheil bringen. Unter allen Umständen bleibt die Freiheit des Europäerhandels ungeschmälert. Mit Spanien, dessen Interessen und berechnigte Ansprüche ich nicht verkenne, werden wir uns freundschaftlich verständigen.“ Den Inhalt dieses vertraulichen Gesprächs (vom dreiundzwanzigsten März 1904) theilt Delcassé allen Botschaftern mit und ersucht Bihourd, dem Auswärtigen Amt davon Kenntniß zu geben. Fürst Radolin, dem die Hauptpunkte des geplanten Vertrages nicht verschwiegen wurden, habe Delcassés Erklärungen sehr vernünftig gefunden und für das ihm bewiesene Vertrauen gedankt. Der deutsche Kanzler weiß also, was zwischen Paris und London geplant ist. Protestirt nicht, fordert nicht Garantien für die Unantastbarkeit unserer Handelsrechte. Fünf Tage vor der Veröffentlichung des „Kolonialabkommens, dessen Kernpunkt Marokko bildet“, sagt er im Reichstag: „Wir haben keinen Grund, zu befürchten, daß unsere merkantilen Interessen in Marokko von irgend einer Macht mißachtet oder verletzt werden könnten.“ Der Vertrag wird, mit Lansdownes Kommentar, in London veröffentlicht und bringt keine Ueberraschung. In der Wilhelmstraße rührt sich nichts. Der Botschafter Bihourd telegraphirt am zwölften April 1904 nach Paris, die wichtigsten Organe der deutschen Presse beurtheilten den Vertrag günstig; in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung sei gesagt worden, da der Vertrag dem Sultanat endlich Ordnung, Sicherheit und gesunde Finanzschaffen wolle und die Handelsfreiheit für eine ziemlich lange Zeit (dreißig Jahre) verbürge, könne auch Deutschland mit ihm zufrieden sein. Nirgends ein Wölkchen am Himmel. Nirgends? Am vierundzwanzigsten April schreibt Bihourd: „Ich neige zu dem Glauben, daß der Kaiser, wenn er von der Reise zurück ist, für eine aktivere und kühnere Politik sorgen wird. Dazu wird ihn sein Charakter und außerdem der Wunsch treiben, zu zeigen, daß Deutschland weder vereinjamt noch schwach ist. Ich nehme deshalb an, daß er versuchen wird, in der marokkanischen Frage zu interveniren; entweder indirekt, durch Beeinflussung der spanischen Politik, oder direkt, durch die Forderung, dem deutschen Han-

del sei das selbe Recht wie dem englischen zu gewähren“. Der Botschafter ist offenbar gut bedient. Noch aber bleibt Alles still. Am sechsten Oktober legt Bihourd dem Staatssekretär im Auswärtigen Amt den franko-spanischen Vertrag vor. Herr von Richthofen fragt, ob der neue accord das deutsche Handelsinteresse unberührt lasse, und ist befriedigt, als der Botschafter auf den Aprilvertrag hinweist, der nach dieser Richtung ja alle wünschenswerthen Garantien biete und in voller Geltung bleibe. Bihourd kann une impression favorable melden. Delcassé spricht sich über den selben Gegenstand mit Radolin aus. Beide sind vergnügt. Und Alles scheint in schönster Ordnung.

Bis zum elften Februar 1905. Da sagt in Tanger der deutsche dem französischen Geschäftsträger, Graf Bülow habe ihm mitgetheilt, die deutsche Regierung wisse von den über marokkanische Angelegenheiten abgeschlossenen Verträgen nichts und sei in diesen Fragen an keine Abmachung gebunden. Staunen in Paris. Fast ein Jahr ist's her, seit Delcassé mit Radolin das intime Gespräch hatte, dessen Inhalt allen Großmächten gemeldet wurde. Der Kanzler hat im Reichstag und in der offiziellen Presse gesprochen, Bihourd sich mit Richthofen unterhalten. Nun, plötzlich, weiß die Regierung von den Verträgen gar nichts? Delcassé schickt seinen Botschafter in die Wilhelmstraße. Der Kanzler ist nicht zu sprechen. Der Staatssekretär ist nicht zu sprechen. Der Unterstaatssekretär, Herr von Mühlberg, sagt: „Sowir sind in den marokkanischen Fragen an keine Abmachung gebunden“. . . Inzwischen sitzt Saint-René Taillandier in Bez. An dem selben Tage, an dem in Berlin Bihourd mit Mühlberg spricht, erklärt der Sultan dem französischen Gesandten: „Die meisten Reformen, die Sie vorschlagen, sind annehmbar und können schnell eingeführt werden; über einzelne Vorschläge, deren Annahme mir schwieriger scheint, wird der Maghzen mit Ihnen verhandeln“. Die Verhandlungen beginnen, stocken aber bald wieder, weil der Maghzen seine Ansprüche erhöht hat. Am zweiundzwanzigsten März lange Note Bihourds an Delcassé. Er habe den Eindruck, Deutschland wolle auf den Gebieten der Finanz und der öffentlichen Arbeiten in Marokko mit Frankreich konkurriren und die Vormachtstellung der Republik nicht dulden; nach der Niederlage Rußlands schein wohl die Gelegenheit günstig; eine offene Aussprache sei in Berlin bisher nicht zu erreichen gewesen, müsse aber, wenn der Kaiser Tanger verlassen habe, von Paris aus erbeten werden; nur eine unzweideutige Erklärung könne den Zustand beseitigen, der Frankreich mit einer bösen Ueberraschung bedroht. Um die selbe Zeit wird in der deutschen offiziellen Presse behauptet, der französische Gesandte habe sich in Bez auf ein europäisches Mandat berufen. Herr Saint-René Taillandier erklärt die Behauptung für unwahr; er habe sein Vorschlagsrecht nur mit dem Hinweis auf Frank-

reichs besondere Situation und auf die mit England und Spanien geschlossenen Verträge begründet. Am dreizehnten April speist Delcassé beim Fürsten Radolin. Nach Tisch sagt der Minister: „Die polemische Haltung Ihrer Presse ist mir ganz unverstänlich. Wie kann sie nur behaupten, unsere Verträge vom vorigen Jahr seien Deutschland unbekannt geblieben? Erinnern Sie sich nicht mehr unserer Unterhaltung vom dreiundzwanzigsten März 1904? Damals habe ich Ihnen ja schon die wichtigsten der geplanten Abmachungen vertraulich mitgetheilt.“ „Gewiß, ich habe auch darüber berichtet. Die Zeitungen meinen aber, eine offizielle Mittheilung sei nicht erfolgt.“ „Offiziell konnte ich damals nichts mittheilen, denn der Vertrag existirte noch nicht. Aber ich gab Ihnen doch einen Beweis meines Vertrauens.“ „Für den ich Ihnen eben so dankbar bin wie für die ganze Art Ihres Auftretens während der Dauer unseres Verkehrs.“ „Außer unserem Verbündeten (Rußland) hat nur Ihre Regierung den Inhalt des Vertrages vor der Unterzeichnung erfahren; siebenzehn Tage vorher: sie hatte also Zeit genug, auf Mängel hinzuweisen und ihre Wünsche zu formuliren. Unter diesen Umständen kam mir gar nicht der Gedanke, ihr den Wortlaut des Vertrages vorlegen zu lassen, der, als er in London veröffentlicht wurde, schon allgemein bekannt war. Welchen Grund hätte ich denn gehabt, diesen Schritt zu scheuen? Bei unserem Vertrag mit Spanien lagen die Dinge anders. Sie waren nicht in Paris und ich konnte Ihnen deshalb nicht die selbe Höflichkeit erweisen wie im März. Habe ich damals nicht unseren Botschafter beauftragt, den Vertrag, sobald er unterzeichnet und ehe er noch irgendwo veröffentlicht war, zur Kenntniß Ihrer Regierung zu bringen? Als ich von dem ‚europäischen Mandat‘ reden hörte, bat ich, trotzdem mir die Angabe unwahrscheinlich klang, Taitlandier um Auskunft: er bestritt entschieden, jemals behauptet zu haben, daß er in Bezug für Europa das Wort führe. Unsere Politik ist also unverändert; unsere Haltung eben so klar wie unsere Sprache. Die vorhin erwähnte Presspolemik zwingt mich dennoch zu der Frage: Giebt es, trotz Alledem, etwa ein Mißverständnis? Dann bin ich, wie ich schon in der Kammer gesagt habe, bereit, es zu beseitigen.“ Fürst Radolin antwortete, er habe für diesen Fall keine Instruktion, werde die Frage des Ministers aber der berliner Regierung übermitteln. Delcassé schreibt den Inhalt des Gespräches auf und ersucht Bihourd, ihn in der Wilhelmstraße zu verlesen. Das geschieht; doch die Frage bleibt unbeantwortet. Bihourd schreibt nach Paris: „In der Umgebung des Kaisers fehlt es nicht an kriegerisch gesinnten Rathgebern, die vermuthlich behaupten, da der Zweibund in der Wandschuirei arg geschwächt worden sei, scheine die Stunde einem Kriege gegen Frankreich jetzt günstig. Welche Wege stehen da unserer Diplomatie noch offen? Haben wir nicht die Möglichkeit,

zu verhandeln?« Vierzehn Tage danach ist Graf Tattenbach, dem der Kaiser die Vertretung des Reiches beim Maghzen anvertraut hat, in Fez und beginnt den Kampf gegen Taillandier. Der Sultan fühlt sich geborgen; denn der blonde Germanenkaiser hat ihm ja, wie vorher schon dem Kalifen des Ostens, seinen Schutz zugesagt. Die Reformvorschläge Taillandiers, die am fünfzehnten Februar annehmbar waren, sind es nicht mehr. Abd ul Aziz will nicht länger mit Frankreich verhandeln. Er fordert eine internationale Konferenz.

Am siebenundzwanzigsten Mai 1905. Bihourd würde dem Vorschlag zustimmen, der ihn immerhin erträglicher dünkt als die Fortsetzung eines tête-à-tête silencieux. Doch der kleine Delcassé ist allmählich wüthend geworden. Soll Frankreich um den Preis seines Mähens gebracht werden? Oder nur gedemüthigt, weil es auf Rußland jetzt nicht zählen kann? Ohé! Wir können, statt des alten, sofort einen neuen Freund und Verbündeten haben. Zweimal schon hat England, unser bester Kunde, leise angefragt, ob wir nicht Lust hätten, den Kolonialvertrag von 1904 zu einem Schutzbündniß zu erweitern, das uns Beiden den Besitzstand gegen Anfechtung sichert. King Edward hat in dem Gespräch, in dem er die deutsche Flotte unartig „Willys Spielzeug“ nannte, gesagt: „Deutschlands Plan ist unsinnig; wir werden den Versuch, Frankreich zu demüthigen, nicht dulden“. Setzt telegraphirt gar der Botschafter Cambon aus London: er sei zu der Erklärung autorisirt, daß die englische Regierung, mit Rücksicht auf die seltsame Haltung Deutschlands im marokkanischen Zwist, zu Verhandlungen über ein Abkommen bereit sei, das die Interessen beider Großmächte gegen Bedrohung schützen könne. Zum dritten Mal wird der Werber aus Angelnland dilatorisch beschieden. Muß man sich, mit solcher Hilfe in naher Sicht, aber Alles gefallen lassen? Ein anderer französischer Botschafter, Herr Barrère, meldet aus Rom das Wort des Ministers Littoni: wenn Frankreich auf England rechnen könne, brauche es einen deutschen Angriff nicht zu fürchten. Das scheint auch Delcassé sicher. Deshalb will er endlich auftrumpfen. Aber die Kollegen lieben ihn nicht. Zu selbstbewußt. Vertrauensmann Nikolaï und Eduards. Liebling (und Spion) Loubets. Die Berliner haben nun einmal die Antipathie; sie wollen mit ihm nicht weiterverhandeln. Die Drohungen, die Guido Henckel & Co. auf den Boulevard gebracht hat, darf man nicht überhören. Auch reizt den vom Panamaschlamm nur unvollkommen gereinigten Herrn Rouvier die Rolle des Vaterlandsretters. Er ist für Nachgiebigkeit; in diesem Augenblick wäre ein Bündniß mit England der Krieg. Nein, sagt Delcassé: der Friede. Die Mehrheit der Kollegen ist gegen ihn; er geht. Und Rouvier siedelt an den Quai d'Orsay über.

So recht behaglich fühlt er sich in seiner neuen Würde zunächst wohl

nicht. Internationale Politik: damit hat er nie zu thun gehabt. Kennt auch, da Delcassé Keinen in sein Ressortgesträhn gucken ließ, die Vorgeschichte des Streitfalles nicht. Und in diesem Fach sind die Zünftigen gewiß verdammt schlau. Doch ein alter Geschäftsmann weiß sich zu helfen. Was können die Berliner schließlich denn wollen? Den verhassten Delcassé sind sie los; und ihre Presse feiert seinen Rücktritt als einen Triumph deutscher Staatskunst. Nun werden sie bald kommen und fragen: „Was bietet Ihr uns, wenn wir die während der letzten Monate erworbene Macht in Marokko für Euch einsetzen?“ Und, mit schelmischem Zwinfern, hinzufügen: „Natürlich dürft Ihr die ‚Unabhängigkeit‘ des Sultans, unseres Freundes, nicht antasten.“ Um solcher Aufforderung ungenirt folgen zu können, haben wir Delcassé ja weggedrängt. Dem wird jetzt die ganze Schuld aufgebürdet; und dann verhandelt. Vielleicht über einen franko-deutschen Bündnißvertrag, für den nun, da der Sündenbock in die Wüste gestoßen ist, leicht eine Mehrheit zu haben wäre. Wer so viele Finanzverhandlungen geführt hat, braucht sich auch vor einer politischen nicht zu fürchten; sie sollen nur kommen. . . Sie kamen nicht. Nur Herr von Flotow, der den beurlaubten Fürsten Radolin vertrat, kam; mit einer Note, die, unmittelbar nach Delcassés Abgang, brüsk von Frankreich die Annahme des Konferenzplanes verlangte und die Republik beschuldigte, mit Marokko verfahren zu wollen wie einst mit Tunis. Herr von Flotow spart auch mündliche Erläuterungen der Note nicht. Wenn der Konferenzplan scheitere, gelte für die marokkanischen Rechtsverhältnisse nur die madrider Konvention und jedes spätere Sonderabkommen werde schon durch den Widerspruch einer einzigen Signaturmacht ungültig. Rouvier fiel aus allen Himmeln. Das hatte er nicht erwartet. Auch Frankreich nicht. Also nicht gegen Delcassé und dessen vermeintliche Intriguen hat sich Deutschland gewandt, sondern gegen die friedliche Republik? Der will le kaiser in Nordwestafrika das Lebensrecht rauben? So gehts Einem, dessen einziger Freund entkräftet hingesunken ist, in dieser argen Welt. Englands Weizen blüht. Als die erste Panik überstanden ist, blickt die Hoffnung sehnsüchtig über den Kanal. Der alte Galliergroll aus den Tagen des Mädchens von Orleans ist vergessen. Die entente cordiale mehr geworden als eine papierne Verständigung zweier Regierungen. Zum ersten Mal fühlt das französische sich zum britischen Volk hingezogen; und verlobt sich ihm mit stillem Schwur. In Berlin wird der Sieg des Fürsten von Bülow gefeiert.

Rouvier hat sich rasch auf der harten Erde zurechtgefunden. Am achten Juni (am sechsten hatte er die Auswärtigen Angelegenheiten übernommen) benachrichtigt er alle Gesandten Frankreichs von dem Geschehenen und weist die deutschen Beschuldigungen zurück. „Wir wollen in Marokko nur Ordnung

und Sicherheit schaffen, das Scharifenreich aber weder beherrschen noch nach außen vertreten.“ Am zehnten forderte Tailandier auf, sich einstweilen jeder weiteren Aktion in Fez zu enthalten und sofort zu berichten, ob er den Sultan mit militärischen Maßregeln bedroht oder jemals die Möglichkeit angedeutet habe, Frankreich könne Marokko wie Tunis behandeln. Antwort: „Nie habe ich auch nur Aehnliches gethan; sondern mich nur bemüht, die sehr bescheidenen Reformvorschläge durchzusetzen, die, auf den Gebieten der Polizei, der Staatsfinanzen und Wirtschaft, schon jetzt zu verwirklichen wären.“ Am elften Juni neue Note Rouviers; diesmal an Bihourd. Ueber ein Gespräch mit Madolin. Der Franzose will den Konferenzplan, der ihm nicht behagt, nur annehmen, wenn das Programm vorher mit Deutschland vereinbart ist. Das will man in Berlin wieder nicht. Rouvier sagt: „Ihre Absicht scheint, allen Reformvorschlägen die wir machen, zu widersprechen. Eine Konferenz, auf der diese Absicht ausgeführt würde, müßte eine noch schlimmere Situation schaffen, als wir sie jetzt haben.“ Das letzte Wort des Botschafters ist: „Wir halten an dem Konferenzplan fest. Wird er vereitelt, so bleibt's beim status quo. Dann aber dürfen Sie sich nicht darüber täuschen, daß wir hinter Marokko stehen.“ Also wieder eine Drohung. Und Bihourd berichtet, der Kanzler sei, als er ihn empfing, zwar sehr höflich gewesen, habe aber sehr ernst gewarnt, auf einem Weg weiterzuschreiten, der an einen Abgrund führe; wenn Frankreich die Einladung zur Konferenz annehme, werde es über die Haltung der deutschen Diplomatie künftig nicht zu klagen haben. Zwei Tage danach ist die berliner Durchlaucht schon sanfter; auch unvorsichtiger. Sinn ihrer Rede: Wir brauchen die Konferenz; nicht etwa, um unserer Eitelkeit eine Genugthuung zu bereiten, sondern, um aus übler Lage zu kommen. Der Kaiser hat sich durch seine Zusage dem Sultan verpflichtet und wäre kompromittirt, wenn aus der Konferenz nichts würde. Sehr möglich ist ja, daß sie trotz aller Mühe fruchtlos bleibt: dann hat Frankreich freie Hand und kann die ihm erwünschte Rolle übernehmen. Eine Demüthigung brauche es unter keinen Umständen zu fürchten; die wolle auch der Kaiser nicht. *L'avenir est à celui qui sait attendre.* So unglaublich es klingt: diese Sätze hat der verantwortliche Leiter der deutschen Geschäfte am fünf- und zwanzigsten Juli 1905 zum Botschafter der Französischen Republik gesprochen. Bald danach wird er noch netter. Nur ein Bißchen Vertrauen, nur die Einladung des Sultans annehmen: und er werde keinem berechtigten Anspruch Frankreichs fortan mehr Widerstand leisten. Rouvier mag geschmunzelt haben, als er diese Depeschen las. Er hatte auch vorher nicht gezittert. Hatte verhandelt; wie über eine Emission, Konversion oder Liquidation. Und am achten Juli war der accord franco-allemand über die Konferenz fix und fertig.

Was hatte Deutschland bisher nun erreicht? Die Handelsfreiheitsansaucune inégalité. Die hätte Delcassé, über die dreißigjährige Frist hinaus, mit Vergnügen zugestanden, wenn man ihm, zwischen dem dreiundzwanzigsten März 1904 und dem fünften Juni 1905, auch nur mit einem Wörtchen diesen Wunsch angedeutet hätte. Ausdrücklich hatte er sich ja zur Beilegung etwa entstandener Schwierigkeiten bereit erklärt; doch nie eine klare Antwort bekommen. Was weiter? Wir hatten feierlich verkündet, für uns gelte nur die madriider Konvention: sie wurde in dem accord nicht mehr erwähnt. Wir würden nur mit dem Sultan verhandeln und uns auf Unterhaltungen über das Konferenzprogramm gar nicht erst einlassen: wir hatten vier Wochen lang mit Frankreich verhandelt und in assurances réciproques das Arbeitsgebiet der Konferenz begrenzt. Die Verträge vom April und Oktober 1904 sollten für uns nicht existieren und unsere Rechte in Marokko denen jeder anderen Macht gleich sein: jetzt waren Frankreichs légitimes intérêts, traités ou arrangements anerkannt, war zugestanden, que la France a un intérêt special à ce que l'ordre règne dans l'empire chérifien. Und wer an der Reichsordnung ein besonderes Interesse hat, darf, um sie zu sichern, wohl auch besondere Mittel anwenden: dachte Rouvier bei sich. So sah das Ergebnis aus. Das nannte die berliner Presse einen Triumph deutscher Staatskunst.

Nun wurde in Paris über das Programm der Konferenz verhandelt. Rouvier hatte inzwischen die Akten gelesen und erkannt, daß Delcassés Haltung weder Tadel verdiene noch Etwas verdorben habe; auch die Qualitäten zünftiger Staatsgeschäftsleute richtig einschätzen gelernt. Die wären nicht einmal zur Leitung einer Wechselstube zu verwenden. Mit Denen braucht man nicht gar zu viele Umstände zu machen. Aber langweilig sind sie; die Verhandlungen kommen nicht vom Fleck. Den Grund konnte ihm eine Depesche Taillandiers andeuten: Graf Tattenbach suchteiner deutschen Firma die Konzession für einen Molenbau zu verschaffen. Dazu ist Zeit nöthig. Auch sind berliner Bankiers im Auswärtigen Amt ersucht worden, dem Sultan ein paar Millionen vorzuschießen. Deutschland kann doch nicht ohne eine Liste seiner gewichtigen marokkanischen Interessen auf die Konferenz kommen. Der pariser Finanzagent Wilhelm Behold aus Dessau nimmt sich der Sache an. Rouvier erinnert höflich an den beide Großmächte bindenden Entschluß, bis zur Konferenz sich jeder Aktion zu enthalten. Antwort: Die Bewerbung um den Molenbau in Tanger ist älter als dieser Beschluß; und dem Anleihegeschäft steht die Regierung ganz fern. Das wird einem alten Finanzmann gesagt, der doch genau weiß, daß kein berliner Bankdirektor, wenns ihm nicht als patriotische Pflicht aufgeladen worden wäre, daran gedacht hätte, das Geld seiner Aktionäre dem

läuderlichen Sultan ins Haus zu tragen. Rouviers Programmwurf liegt am zwanzigsten Juli dem Fürsten Radolin vor und wird am ersten August in einer sehr langen Note erläutert. Die „Kaiserliche Regierung“ ist vielleicht noch mit der Interessenschöpfung beschäftigt. Jedenfalls antwortet sie erst nach vier Wochen; und verlegt damit natürlich abermals das französische Selbstgefühl. Am vierten September berichtet Bihourd, er sei beim Kanzler gewesen. Der habe das alte Lied angestimmt. *J'étais ramené à deux mois en arrière.* Die Herren Rouvier und Revoil, Radolin und Rosen verhandelt weiter. Am achtundzwanzigsten September wird endlich das Mäuslein geboren.

Das Konferenzprogramm ließ den Franzosen zwar viel (das Wichtigste: Sonderrechte und Polizeigewalt im Grenzgebiet); doch nicht ganz so viel, wie sie gewünscht hatten. Aber Rouvier war nicht ungeduldig geworden. Er kannte seine Leute jetzt und hoffte, sie würden ihm durch neue Fehler bald neue Möglichkeiten zeigen. Die Hoffnung trotzt nicht. Zuerst kam der durch die angeblichen „Enthüllungen Delcassés“ bewirkte Skandal. Was in Berlin als unerhört neu ausgeschrien und bestaunt wurde, hatte längst vorher im *Gaulois*, in anderen pariser Blättern und in der „Zukunft“ gestanden; neu (und dumm erfunden) war nur die Geschichte von den hunderttausend Engländern, die in Schleswig-Holstein landen sollten (und die der Kaiser in einer Blöße mit Recht *poor fellows* nannte). Zweck des Skandals: das Echo einer politischen Niederlage zu übertönen und von Eduard dem Siebenten eine Regung des Unselbsterfühlens zu erzwingen. Wirkung: Eduard rührt sich nur, um die in deutsche Zeitungen glichirte Nachricht, er werde zur Silbernen Hochzeit des Kaisers als Gratulant nach Berlin kommen, durch seinen Privatsekretär schroff dementiren zu lassen; die Briten ärgert, die Franzosen verstimmt der Lärm; die Toten sollen ruhen. Die in Berlin gemachte öffentliche Meinung aber singt und sagt, jetzt erst sei das Genie des Kanzlers in seiner ganzen Höhe zu erkennen. Bald soll sich in neuem Glanze zeigen. Nach den offiziellen haben in Paris die heimlichen Vorbereitungen zur Konferenz begonnen. Rouvier wirbt Stimmen; und Herr Barrère und die Brüder Gambon sind gewiß nicht müßig. Diese Betriebsamkeit kann dem Fürsten Bülow nicht ewig verborgen bleiben. Als sie sein Ohr erreicht hat, wird er nervös. Er glaubt, auf Rußland rechnen zu können; und Deutschlands Stimme würde allein ja genügen, um lästige Beschlüsse zu entkräften. Doch der Eindruck wäre schlecht, wenn am Ende selbst unsere „Freunde“ sich von uns trennten. Auch naht der Reichstagsadvent und heftige Angriffe sind immerhin denkbar. Dem Rathlosen hilft der Geist, den er begreift. Das Beste ist, die ganze Sommerlitanei noch einmal herunterzuspielen und sich Europa als verkannte Tugend zu zeigen; dann hat man Alle für sich.

Also geschieht. Der Deutsche glaubt, Grete von Parma zu hören, die (nach Egmonts Wort), weil der Sturm, den mächtige Nebenbuhler gegen einander erregen, sich nicht durch ein freundliches Wort belegen ließ, „sich über Undankbarkeit, Unweisheit beklagt und mit schrecklichen Ausichten in die Zukunft droht“. Das Ausland antwortet mit bitterem Spott. Ist denn auch glaublich? Zwei Regirungen haben sich nach langem Hader verständigt und wollen einträchtig neben einander im Schiedsgericht sitzen. Und der Repräsentant der einen gräbt die abgethanen Geschichten wieder aus, erneuert die längst widerlegten Anklagen, denunziert einen vor sechs Monaten zum Rücktritt gezwungenen Minister und jammert über Undank und Verkenntung? Das ward noch nicht erhört. Das widerspricht der Elementarlehre diplomatischen Verhaltens und internationaler Höflichkeit. Rouvier aber reibt die Hände. Die Hoffnung trotzt nicht. Sein Stichwort ist gefallen: er darf aus der Coullisse ins Licht.

Die Diskussion war geschlossen, ist aber durch das lange Verede des Kanzlers nun wieder eröffnet. Also darf auch der Vertreter Frankreichs abermals jetzt das Wort ergreifen. Er veröffentlicht zuerst das Gelbbuch über Marokko. Kaum ist ein schlechter Auszug nach Berlin gelangt, so erklärt, wie auf Kommando, sicher auch auf Kommando, die ergebene Presse, das Buch bringe nichts Neues von Bedeutung. Lug und Trug. In diesem *Livre Jaune* findet der Deutsche so fürchterlich viel Neues, daß er sich darob entsetzen mag; denn diese dreihundert Seiten vernichten den letzten Rest des Glaubens an die Fähigkeit des Fürsten Bülow, internationale Verhandlungen mit Erfolg zu führen. Nur „mit Erfolg“? Ich habe die wichtigsten Thatsachen hier in trockenem Ton aufgezählt; und immer wieder die Feder hingelegt, um die Altstücke noch einmal zu prüfen, sie früheren Angaben zu vergleichen und festzustellen, ob nicht am Ende doch Irrthum sei, was mir Wirklichkeit schien. Lügen durfte Rouvier diesmal nicht; auch nichts verschweigen noch vertuschen: der Gegner konnte ihn zu genau kontrolliren. Der Vorwurf, er habe Delcassés Abgang nicht erwähnt, ist unwirksam und obendrein unklug. Der Minister hat eingesehen, daß Delcassé in allem Wesentlichen als Franzose richtig gehandelt hat, und übernimmt für das Thun des Vorgängers die Verantwortung. Warum auch nicht? Wenn Fürst Radolin am dreizehnten April 1905 dem Mann, der damals fast sieben Jahre lang die internationale Politik Frankreichs leitete, für einen Vertrauensbeweis und für die ganze Art seines Auftretens danken konnte, kann dieser Mann nicht vier Wochen danach zum unerträglichen Erzfeind Deutschlands geworden sein. Mit dieser Mär schreckt man höchstens noch Kinder ins Bett; und auch manche andere ist unbrauchbar geworden. Nun erst trat Rouvier vor die Kammer und verlas seinen Rechenschaftsbericht; las ihn, in dem jedes Wort

sorgsam vorbedacht war, und verließ sich nicht, wie unser Lausendkünstler, auf fehlbare Rhetorik. „Jeder Unbefangene muß die Mäßigung und die Gerechtigkeit unserer Politik anerkennen. Wir haben nie danach gestrebt, aus Marokko ein zweites Tunis zu machen. Herr Saint-René Taillandier, der seinen Auftrag mit höchster Korrektheit ausführte, hat sich nie als den Mandatar Europas bezeichnet und nie Forderungen gestellt, deren Erfüllung mit dem Souverainrecht des Sultans oder mit den auf Verträge gestützten, von uns geachteten Ansprüchen der Großmächte unvereinbar gewesen wäre. Wir brauchen uns auf der Konferenz nur selbst treu zu bleiben. Fremde Rechte haben wir nie bestritten; werden aber die besondere Eigenart unserer Rechte und die Wichtigkeit unserer Interessen beweisen. Nicht nur um unsere Rechte im Grenzgebiet handelt sich; die kümmern, wie in unseren Abmachungen mit Deutschland ausdrücklich festgestellt ist, nur Frankreich und Marokko. Nicht nur die Grenznachbarschaft giebt uns eine Sonderstellung. Unser Recht reicht viel weiter; es beruht darauf, daß Frankreich in Nordafrika eine moslemische Macht ist, die über sechs Millionen Eingeborene und siebenhunderttausend Kolonisten herrscht und ihre Autorität wahren muß. Die Gemeinschaft der Sprache, des Glaubens und der Rasse bindet diese Bevölkerung an die Marokkos und läßt sie alle Erregungen mitempfinden, die im Nachbarstaate durch Anarchie oder durch das Walten einer feindsäligen Regierung entstehen können. Deshalb dürfen wir fordern, daß im Scherifenreich eine der Tradition entsprechende und überall Gehorsam erzwingende Staatsgewalt wirksam sei; deshalb dürfen wir uns die Sicherheit schaffen, daß diese Staatsgewalt nie zu dem Versuch gedrängt werden kann, unser Gebiet zu bedrohen und die Ruhe unserer Kolonie zu stören. Die marokkanische Frage umfaßt ein nationales Lebensinteresse; bleibt sie unbeantwortet, so kann das große Werk scheitern, das Frankreich seit drei Vierteljahrhunderten in Nordwestafrika übernommen und mit so schweren Opfern bezahlt hat. In den Verhandlungen mit dem Deutschen Reich sind nicht alle unsere Rechte anerkannt, alle aber vorbehalten worden.“ Das sind die Hauptsätze. Mehr hat auch Delcassé in seiner letzten Stunde nicht verlangt. Das durch die Verträge mit England und Spanien geschaffene Recht wird als unangetastet und unantastbar erwähnt; aus den accords mit Deutschland nur das Nützliche als gültig betrachtet. Vom fünfzehnten Februar bis zum achtundzwanzigsten September hat man gehadert, Tage lang um jeden Ausdruck, jedes Adjektiv gestritten: und nun stellt Rouvier genau die selben Forderungen, die Taillandier gestellt hat. Stellt sie öffentlich, um, wenn man ihm Etwas abhandeln will, sagen zu können: Ich möchte wohl, bin aber an meine offizielle Erklärung gebunden. Solche Künste lernt man in Finanzverhandlungen mit den hellsten Köpfen dreier Erdtheile. Wars nicht gut, daß Held Bülow

die Diskussion wieder eröffnet hatte? Die Sommerqual ist gerächt. Und Frankreich geht mit dem im April 1904 entworfenen Programm auf die Konferenz.

„Können Sie mir ein Ziel nennen, das unsere Politik sich etwa vorgesteckt hat? Glauben Sie, daß bei den Leitern der anderen großen Staaten die selbe Leere an positiven Zwecken und Ideen vorhanden ist. Können Sie mir ferner einen Verbündeten nennen, auf den wir zählen könnten, wenn es heute gerade zum Kriege käme?“ Die drei Fragen sind wieder zum Entsetzen modern.

So weit sind wir nun; hundert Jahre nach Zena. Zum ersten Mal hat Frankreich wieder über Deutschland gesiegt. Vor dem jauchzenden Auge einer Menschheit; und (noch dürfen wirs nicht leugnen) mit sauberen Waffen. Und was geschieht? Mit höherem Recht als im Lenz Delcassés müßten wir jetzt Rouviers Rücktritt verlangen. Er hat unsere Excellenzen und Durchlauchtigen wie Schulbuben an der Nase herumgeführt. Sieht aber nicht aus, als sei er so leicht zu fällen. Der Versuch wird auch wohl gar nicht erst gewagt. Die Enthüllungen des Gelbbuches (diesmal sind's wirklich Enthüllungen) und Rouviers Manifest werden einfach totgeschwiegen; als handle sichs um völlig belanglose Dinge. Was der Offiziose der Reichskanzlei darauf erwidert hat, ist jämmerliches Gefasel; und die großmächtige Presse schweigt. In einzelnen Blättern wird angedeutet, in dem Gelbbuch „fehlten alle Hauptfachen“ und Rouvier habe nur Phrasen vorgebracht, wie sie auf Rückzügen üblich seien. Darauf ist in derbem Deutsch zu antworten, daß wir glücklich sein könnten, wenn wir bald eine so klare, mutige und puplose Rede aus dem Mund eines Kanzlers zu hören bekämen; und daß Beamte weggejagt werden müßten, die in diesem Fall auch nur um einen Tag den Nachweis wesentlich falscher Darstellung verzögerten. Doch vielleicht hat mancher Schreiber in der Hast und Ironie noch gar nicht begriffen, welche Schmach wir erleben mußten; ahnt vielleicht nicht, mit wie höhnischer Freude das Allerneueste aus Berlin an Höfen, in Ministerien und Botschafterhäusern beredet wird und wie der Nimbus des deutschen Namens gelitten hat. Die Schuldigen scheinen nachgerade doch eine Vorstellung davon zu haben: denn sie lassen anzeigen, ein Weißbuch werde nächstens das Gelbbuch bündig widerlegen. Wir wollen abwarten; und hoffen, daß die böse Blamage sich nicht etwa wiederhole. Kann Fürst Bernhard von Bülow nicht unzweideutig beweisen, daß Rouvier gelogen oder gefälscht hat, dann mag er weiter in dem Amt sitzen, für das ihm Talent und Augenmaß fehlt, weiter sich seine Siege beschheimigen oder über Verkenntung klagen: kein redlicher Mensch, der ihn in Nord- und Südwestafrika an der Arbeit sah, wird vor dem Urtheil über ihn jemals noch schwanken. Und dieses Urtheil wird lauten: Nie hat ein Minister in so kurzer Zeit einem großen und tüchtigen Volk solches Unheil gestiftet, nie aber auch einer die Härte seines Thuns unter solchen Haufen bedruckten Papiers zu bergen gewußt.

Japanisches Theater.

Die Häuser am Eingang der Shijo (der „vierten“) Straße von der Shijo-Brücke aus sind mit bunten Fähnchen drapirt, rothen, schwarzen und blauen Emblemen auf weißem Felde, die die Aufmerksamkeit der Einwohner Kiotos auf das Minami-Ja lenken sollen, wo eine berühmte Schauspielertruppe aus Tokio das erste Gastspiel in der alten Kaiserstadt absolvirt. Billets löst man sich im gegenüberliegenden Theehaus, das einen großen Profit aus diesem Handel zieht (weßhalb die Theater selbst nie auf einen grünen Zweig kommen). Das Minami-Ja hat kein Vestibül; es erinnert von außen und innen an eine große Holzscheune, die provisorisch zur Schaubühne hergerichtet ist. Dennoch müssen die Gäste ihre Geta, ihre hölzernen Sockelschuhe, ablegen; ich meine Schuhe, die zusammengebunden und zu drolligen Bergen aufgestapelt werden.

Ich habe einen Logenplatz genommen, der heute, am ersten Tage, nur eine Mark und zwanzig Pfennige, morgen aber das Doppelte kostet. In Japan, wo der Barbier seine Kunden mit einem feuchten Handtuch abtrocknet, wo der Diener lächelt, wenn sein Herr ihn tadelt, ist die Premiere billiger als die zweite Vorstellung. Gründe: man muß sich erst einspielen, muß den Szenenwechsel ausprobieren und an den Dekorationen Verbesserungen vornehmen.

Der Theaterdiener, der einen kurzen blauen Rock trägt mit einem großen weißen Schriftcharakter auf dem Rücken, ist bis zu den Oberschenkeln nackt. Er legt mir ein Kissen auf die Strohmatte meiner Loge und ich kniee nieder.

Es ist vier Uhr nachmittags. Durch die die offenen Wände des Theaters schießt die Sonne von draußen goldene Strüße und viele huschen zitternd über die Brokatgürtel junger Frauen, über das matte Gold der Fächer. Von meiner Loge sehe ich zuerst nur diese. Alles, Mann, Weib und Kind, fächert sich. Eine Welle von Licht und Farben wogt unaufhörlich durch das Parterre. Auf einem Fächer ist ein Kiefernast dargestellt, malachitgrün auf mattgold; auf einem anderen der Dichter und Beau Narihira, wie er von seinem Pferde den Fuji betrachtet; auf einem schneeweißen stehen nur wunderschöne schwarze Schriftzeichen. Man spricht, man grüßt nach oben hinauf, sich sehr tief verbeugend, man raucht Reiscigaretten (21 Stück für 16 Pfennige), man studirt das mächtige Programm, aber man vergißt nie den Fächer darüber.

Im ganzen Theater steht kein Stuhl außer in der Loge des Polizisten, der dicht an der Bühne an einem nackten Holztisch sitzt und dabei ein sehr ernstes Gesicht zieht. Alle Uebrigen hocken auf Matten und alle Uebrigen lächeln.

Die Frauen Kiotos blicken mich, den einzigen Europäer im Theater, lächelnd an. Die älteren sind in einfache graue oder graublau Stoffe gekleidet; einige haben schwarzlackirte Zähne. Die jüngeren tragen helle, eng-

gestreifte Kimonos und schwere Seidengürtel, die mein Entzücken sind. Zwei Weisbäs, Dinger von Bierzehn und Sechzehn, kommen den Blumensteg (der durch den Zuschauerraum zur Bühne führt) entlang, schämig lichernd Hand in Hand, von Allen mit Blicken geküßt. Ihre Puppengesichtchen sind dick gepudert, die glänzenden Haare mit einem von Del nassen Kamme gekämmt und mit einem alterthümlichen Silberschmuck rechts und links über der Schläfe dekorirt; die einwärts gestellten Füße stecken in schneeweißen Tabi (Daumensocken). In die sommerlichen Kimonos sind große Wagenräder sehr zart eingewirkt; sie und die Dominomuster der Gürtel bilden ein interessantes Beispiel des Rundlaufes der Mode. Die Schaufenster der großen Seidenmagazine sind in diesem Jahr voll von Stoffen im Geschmack der zweihundert Jahre zurückliegenden Genroku-Periode, für deren Beautés Moronobu die auffallenden Muster entwarf, die von der Extravaganz der Zeit nicht minder berechtigt zeugen als die bizarren Ladarbeiten Korins, des hervorragendsten Genroku-Repräsentanten.

Bunter, viel bunter noch als Kolibris sind dann die ganz Kleinen ausgestattet, denen man den Theaterbesuch keineswegs mißgönnt; die Knaben mit großen dunkelblauen Mustern auf hellerem Blau; die Mädelschen sind in Olio und Safranroth, in Zinnober gekleidet, in Spinatgrün, in das Blau der Eichelhäher, in das Gold von Fasanen, in das milchige Rosa von Papageien. Der ganze Orient lebt in ihnen, die farbenfrohe Vergangenheit Japans, über die man jetzt durchaus eine langweilige graue europäische Kapuze ziehen will . . .

Die rohen Holzpfiler des Theaters, die grell violette und rothe Kattunbekleidung der Brustungen, das Geschrei der dreiviertelnackten Reiskuchenerkäufer erwecken aus kurzem Farbenrausch wieder zur Nüchternheit. Meine Beine, auf denen ich hoche, sind eingeschlafen; ich erhebe mich, stoße mit dem Kopf an ein Goldfischbassin, in das eine elektrische Birne mündet, und mustere Dielen und Strohmatte mit kritischen Blicken. Ueberall hat der Wesen nur oberflächlich gefehrt und keine Stopfnadel gab es je für diesen Vorhang, der zerlöcherter ist als ein alter Soldatenmantel, dazu noch grün, blau und sharakubraun gestreift wie ein Zebra in einer barocken Geschichte.

Ein seltsames Geklirr lenkt Aller Augen der Bühne zu. Das Geräusch wird in kurzen Abständen wiederholt; es ist das Hiohigi, das jeden Akt einleitet und den Schritt von Menschen andeuten mag, von Japanern, deren Füße mit klappernden Getas bekleidet sind. Der Hiohigi-Uchi, der rechts in den Seitencoulissen sitzt, bringt es mit zwei Klöben aus hartem Holz hervor, die um so schneller in Thätigkeit gesetzt werden, je mehr sich der Vorhang dramatisch aufspitzt.

Der Vorhang wird nach rechts geschoben; eine bizarre Musik setzt ein. Bevor ich medias in res gehe, will ich ein paar Worte über das Programm sagen. Es ist noch immer im Stil der Torii-Schule gehalten, der Holz-

schnittmeister, die den japanischen Buntdruck schufen und die Histrionengeschlechter des Inselreiches Jahrhunderte lang verherrlichten, bis die Katsufawa-Schule ihnen den Rang ablief. Das Programm hat das Format einer englischen Zeitung und ist mit hübsch arrangirten Bildchen, Darstellungen ohne Perspektive und Schatten, gefüllt. Sieben Akte sind darauf angekündigt; zwei Trauerspiele, zwei Zwischenspiele und ein Sittenbild.

Das erste Stück heißt Tenmoku-Jan oder der Tod Katsujoris in der Schlacht am Berge Tenmoku (1579 nach Christus). Fürst Katsujori Takeda, der Letzte seines Geschlechtes, fiel als Opfer der blutigen Rivalitätskämpfe, in denen die mächtigen Clans des Inselreiches einander Generationen lang zerfleischten. Die Tragoedie beginnt mit einem Appell des belagerten Fürsten an seine Mannen und schließt mit der Erstürmung des Berges und dem Heldentode Takedas. Der Stoff ist dünn. Nirgendwo ist ein Knoten geschürzt. Die Japaner um mich herum kennen alle den kleinen Inhalt der Begebenheit. Wie in der griechischen Tragoedie ist ein Chor und ein Prologgesang eingefügt, die manchmal der Handlung vorausseilen und den letzten Rest von Spannung ertönen. Nur das „Wie“ der Darstellung also fesselt. Es ist ein seltsames „Wie“. Bevor die Schauspieler sprechen, holen sie tief Athem und stoßen dann mit einer Art von Bauchstimme in immer gleichem Tonfall ihre Rezitationen heraus. Uns Europäer erinnert das unnatürliche Organ dieser Tragoeden an den Bass eines Betrunknen. Es handelt sich hier unzweifelhaft um eine sehr alte Tradition; und zwar um eine, die den Lungen überaus schädlich sein muß.

Traditionell sind auch die Bewegungen. Das japanische Theater hat sich aus einem Marionettenspiel entwickelt, und wie Marionetten sprechen diese nacktfüßigen Krieger noch heute. Sie schleudern die Beine, daß der Boden donnert und es kaum des Hiofhiigi-Beclappers bedarf. Traditionell ist ferner das Rienenspiel. Die Holzschnitte der Katsufawa-Schule übertreiben die Gebarden der Zweischwertermänner auf der Bühne nicht. Wenn man diese Raubthieraugen, den brutal accentuirten Schädel, den bitteren Mund dieser Löwenlähnen Komoedianten einen ganzen Nachmittag genossen hat, schießt man dem feinen Spötter Sharaku einen neuen Kranz.

Bevor Katsujori sich von seinem Weibe trennt (sie prangt in Violett und Roth und wird von einem Mann mit dunklem Daßton gespielt), tanzt er. Er hat zwei Schwerter im Gürtel und einen Fächer in der Hand, den er immerfort bewegt, so daß Kostüm und Fächer einander koloristisch wunderbar ergänzen.

Der Verzweiflungskampf am Schluß der Tragoedie ist wenig anders als ein Ballett. Worte werden kaum gewechselt; nur manchmal stößt einer der Kombattanten einen Schrei aus wie ein Trapezkünstler nach einem voll-

brachten Schwung. In dieser Schlachtpantom'ne bilden die Heranstürmenden Gruppen mit Katsunori, der, ein grüner Fisch, durch Braun und dunkles Blau hindurchschreitet und das kalte Stahlblau des Schwertes in der Luft blißen läßt. Die schönen Klängen sprechen eine ausdrucksvolle Linien-sprache und das für Kalligraphie so empfängliche Auge der Zuschauer ist entzückt. „Onoe“ schallt es von der Galerie. Der laut gerufene Name und Händeklatschen sind der Dank an den Schauspieler, der sich nicht verbeugt und auch nach dem Fallen des Vorhanges nicht mehr vor der Rampe erscheint.

Ein. Pause tritt ein. Hatte man sich schon während der Aufführung ungeniert unterhalten, so beginnt jetzt ein wahrer Höllenlärm. Auf der Bühne wird gezimmert, Kinder laufen über die beiden Blumenstege, laut mit den nackten Füßen klatschend, und verschwinden hinter dem Vorhang. Der ernste Polizist in der Loge wehrt ihnen nicht, denn Keugier ist ein Nationalkaster. Auf den billigen Plätzen beginnt man, zu schmaggen; der Eine Kuchen, der Andere Reis. Große Stücke werden mit Eßstäben aus Holzstäbchen gepickt und sie verschwinden eben so schnell in den Wagen wie Fische im Rachen eines Seelöwen. Da und dort liegen Kinder, die längst laufen können, an den straffen Brüsten junger Mütter. Ein dreijähriger Bube, mit dem einen Händchen fortwährend die linke Brust seiner Nährerin tätschelnd, giebt der Mutter, einem engelgütigen Wesen, ein glückliches Lächeln zurück. Man saugt in Japan buchstäblich die Theaterluft mit der Muttermilch ein.

Das Zwischenspiel beginnt. Auf der Bühne ist links und rechts je ein Podium aufgestellt. Quer in der einen Ecke sitzen die Utakata, der Chor, in braunen und schwarzen Kamishimo, Gewändern alter Etikette, mit weit-ausladenden Schultern und faltigen Beinkleidern. Das Oberkleid ist mit fünf weißen Ron (Wappenabzeichen) besetzt. Von den Utakata spielen drei die Shamisen (eine kleine dreisaitige Gitarre); die übrigen „singen“. Auf dem Podium rechts hocken die Gidayo; einer schlägt mit dem großen elfenbeinernen Plektron das Shamisen, der andere rezitirt. Beide sind in Blau und Weiß gekleidet. Auf dem Podium vor den aufgeschlagenen Büchern der Gidayo stehen zwei Kerzen.

Das Hiohigi schallt lauter und kündigt den Tritt von Menschen an. Ein stolz blickender Herr in einem Ueberwurf aus violetter Seide und herrlichem Brokat darunter führt einen Zug von Kriegerern über den Blumensteg. Es ist Yoshitsune, der Abgott Jung-Japans. Um den Nachstellungen seines Bruders, des mächtigen Shoguns, zu entgehen, der Yoshitsune den Schlachtenruhm neidet, hat der von Häschern Verfolgte sich und seine Mannen als Yamabushi, als Bergmönche, verkleidet. Alle tragen lange Haare und Schwerter; in ihren glitzernden Brokatkostümen, deren Farben (blaugrün und blaugrau mit Gold) wundervoll zu einander abgestimmt sind, erinnern sie eher an

Troubadoure als an Klosterbrüder. Grimm wie Hagen, allein, erscheint der Letzte des Zuges, Benkei der Riesenstarke, Yoshitsumes treuester Anhänger.

Benkei zieht Aller Augen auf sich. Die Ortschaften in der Nähe von Kioto bewahren in den Tempeln so viele Erinnerungszeichen an die Thaten dieses Simons, mächtige Pfannen, in denen er seinen Reis gekocht, und Gloden, die er versetzt haben soll, daß die Kleinsten mit seinem Namen und seiner Geschichte vertraut sind. Die Zeit ist kaum fern, wo sein charakteristisches Barbeisergesicht auf Etiquettes von schlechten Schnapsimitationen oder unter den Fingern zerbröckelnden Safety-Matches erscheinen wird; denn auch in Japan sind die Götter gestorben. Hier im Theater folgt man seinen kühnen und treuen Reden in dem gequälten Biss mit kindlichem Interesse. Man weiß ganz genau, daß er seinem Herrn bis an den Grenzpfad von Akata no Seki voraus-eilen und durch ein Hornsignal die Unmöglichkeit des Weitermarsches anzeigen wird, weiß, daß Yoshitsume und seine Leute sich daraufhin zu einem Verzweiflungskampf rüsten werden. Man ist nicht überrascht, als sich die Bühne dreht und der gefangene und gefesselte Benkei dem Beamten des Shoguns in langer Rede auseinandersetzt, er sei nicht der gesuchte Benkei, sondern nur ein friedlicher Mönch, und seine Begleiter seien nicht Yoshitsume mit seinem Gefolge, sondern fromme Patres. Aber man athmet doch schneller, als der Geächtete plötzlich erscheint, von dem goldstropfenden Grenzbeamten als der dem Tode verfallene Yoshitsume refognoszirt wird und Yoshitsume nun zum Schwert greift, um Benkei zu befreien und sich den Durchgang zu erzwingen. Benkei bebt wie ein erschütterter Fels; mit Riesenkraft richtet er sich auf, hebt den einen Fuß hoch empor und setzt ihn seinem Fürsten ins Gesicht, ihn mit wilden Worten scheltend, daß er seine Pflicht als Yamabushi vergesse und sich ihm, dem Herrn, gehorsam zu erzeigen habe. Yoshitsume schweigt und begreift. Auch der Grenzbeamte, der die feine Komödie durchschaut, ist von diesem Beispiel seltener Treue tief ergriffen und folgt, gegen seine Pflicht, dem Gebote der Menschlichkeit. Er löst Benkeis Bande und gewährt Allen den Durchzug.

Ein Beifallssturm bricht los. Benkei steht, nachdem der Vorhang schon gefallen ist, noch immer auf dem Blumensteg, mitten unter dem Publikum. Tiefe Stille tritt ein, als er die Hände zum Gebet emporhebt und sein Horn an den Mund setzt, um nachträglich seinen Gefährten das Rettungssignal zu blasen. Dann — o Wunder! — hebt er den einen Arm mit dem Wanderstab, das eine Bein, streckt in die Luft und zieht plötzlich den ganzen Körper nach sich. Mit einem Ruck steht er wieder auf dem Boden. Es ist das Kopo, der „Sechsschritt“, ein feierlicher gymnastischer Akt, in dem Japans letzter großer Schauspieler, Ichikawa Danjuro, excellirte. Ich vermochte nicht über diesen Paradeschritt zu lächeln, so sonderbar er mich als Finale berührte; denn ich fühlte: hier sprach das alte bizarre Japan zu mir, von dem uns Kawakami und Sada Yafko nur ein verblaßtes Konterfei gezeigt haben.

Den beiden historischen Stücken schließt sich ein bürgerliches Trauerspiel an. Ein junger Samurai liebt eine Courtisane. Sie verkauft sich einem vornehmen Herrn und der Samurai schwört Rache. Er lauert ihr auf, aber es ist dunkel und sein Schwert trifft eine Unschuldige. Es nimmt nicht für die Japaner ein, wenn man sieht (ob auch nur im Spiegel des Theaters), wie sie töteten: mit der Gelassenheit gebotener Messger. So hat Gilles De Rais seine Opfer durchgeschnitten und sich an der Schärfe seines Stahls berauscht.

In der Pause sinkt mancher Kopf müde auf die Brust. Die elektrischen Birnen sind aufgeflammt; es scheint Zeit, an ein Mahl zu denken. Unten, im „Parquet“, dampft es längst aus den Etkläften, aus den Rapsen und Schüsseln, und ein eigenthümlicher Brodem steigt mir in die Nase. Doch dieser führt mich weit weg aus Kioto: nach London N., in die Straßen hinter Kings Cross Station, wo ich mich oft an elenden Menschen vorüberschob und der Geruch von ranzigem Fett aus den Fischläden die Atmosphäre verpestete. Mein Appetit ist blüßschnell versflogen.

Ein reicher Lohn wartet der Geduldigen. Die japanischen Komödianten spielen ihre besten Karten erst am Schluß aus. Ich werde den nun folgenden „Zwischenakt“, einen großen Brocken für den nach unverfälschtem „Japan“ Hungrigen, niemals vergefien.

Die Fabel ist bald erzählt. Fürst Minamoto Yorimitsu kann nicht schlafen. Eine Riesenspinne schreckt ihn allnächtlich aus dem Schlummer. Er kämpft gegen sie mit dem Schwert, aber sie umstrickt dieses und ihn. Endlich gelingt es dem tapferen Watanabe no Tsuna, das Monstrum zu töten. Man muß sich den kleinen Kern der Handlung mühsam aus einem Wust alterthümlichen Ceremoniells von Länzen und Deklamationen herauschälen. Wenn der Vorhang zur Seite geht, werden zunächst die Foruzi sichtbar. Sie tragen die farbensatten Kostüme des Mittelalters und sitzen vor einer mattgoldenen Wand, auf die drei große Eisenbüsche gemalt sind. Einige „singen“, andere spielen Shamisen, wieder andere schlagen eine Holztrommel mit der flachen Hand. Die Ohren wollen sich an das Geräusch, das dieses Orchester hervorbringt, nur langsam gewöhnen. Zuerst laßt man Thränen über die fortwährend umschlagenden Stimmen, doch hört man schließlich einen gewissen Rhythmus heraus, der der Sache Kolorit verleiht (allerdings das Kolorit von Papageien). Hofherren erscheinen, unter ihnen Watanabe no Tsuna. Sein Kostüm ist ein Kompendium japanischer Kunst. Das Obergewand ist dunkelblau und zeigt Applikationen von großen Kranichen in weißer Seide. Die Beinkleider sind weiß mit einem Hauch von Perlmutter. Die Füße stecken in damastenen Tabi, die die Knöchel prall wie Handschuhleder umspannen.

Den seidenen Thürvorhang hebt ein unsichtbarer Arm: und Fürst Minamoto Yorimitsu schreitet langsam in das Gemach. Sein Kostüm ist ein

Gebicht aus Violett, Gold und Roth. Unter der Goldlack-Kappe bliken müde und kalte Augen; das schmale Antlitz ist blaß und unbeweglich. Mein Herz jubelt über dieses herrliche Portrait. Die Höflinge huldigen ihrem Fürsten. Bald darauf erhebt sich Yorimitsu von einem Sessel, den ihm ein schwarzgekleideter und maskirter Mensch hingeshoben hat (für die Japaner sind diese „Kurombo“ Lust), und tanzt. Jede dieser feierlichen Linien des Tanzes und des Fächers hat einen geheimen Sinn, den ich nur ahne, nicht weiß.

Ein Priester tritt auf und nähert sich Yorimitsu. Dieser hatte versucht, zu schlafen, auf einem Podium hochend, die eine Körperhälfte mit einer großen rothen Brokatdecke verhüllt. Doch der Priester stört ihn und Yorimitsu wird gewahr, daß der Geist der Riesenspinne die Gestalt eines Pfaffen angenommen hat. Der Priester ist in die Farbe der Spinne, in schwarze und graue Seide, gekleidet. Er entfaltet den Fächer, der eine große Spinne auf goldenem Grund zeigt, und tanzt den Spinnentanz. Er krümmt sich, scheint einen Faden herabzugleiten, ihn zu befestigen, schnell wieder empor, knüpft eine Parallele zu ihm und nähert sich seinem Opfer, um es völlig zu umgarnen. Der goldene Fächer betont jede Bewegung des biegsamen Körpers. Schriller und schriller wird die Musik; ein Trommelschläger miaut wie eine eingeklemmte Kage: und Yorimitsu verläßt sein Lager. Er zieht sein Schwert und dringt mit dem herrlichen Stahl auf den Priester ein. Der weicht zurück bis zum Blumensteg; und jedesmal, wenn sich das gezückte Schwert dem Zauberer nähert, schleudert Dieser ein Spinnennetz gegen den Fürsten, dessen Waffe sich darin verwickelt. Das Malerische überwuchert auch hier das Dramatische. Auf den Tanzschritt der beiden Kämpfenden, der durch die leuchtend weißen Tabi so wirksam accentuirt wird, auf den Zusammenstoß des Violett, Gold und Roth mit dem zarten Grau des Priestergewandes scheint mehr Nachdruck gelegt zu sein als auf die Entwicklung des eigentlichen Themas. Dem japanischen Volk steckt die künstlerische Regie im Blut.

Im zweiten Akt tötet Watanabe no Tsuna die Riesenspinne. Er trägt ein Kostüm, das noch prächtiger und kostbarer ist als das mit dem Kranich-Dekor. Diese Farben glühen wie die Sonne des Orients; meine Worte aber sind nur die eines Europäers.

Man kann nicht stärker stilisiren: Yorimitsu will schlafen und man legt ihm einen Brokatteppich seitlich an die Schulter. Das bedeutet: er ruht; doch die Musik setzt ihr schrilles Getöse fort. Watanabe no Tsuna schießt sich an, die Riesenspinne zu töten; und man trägt sie zuvor in einem verhüllten Käfig herein. Sechs Männer in Citronengelb und Weiß wollen den Vorhang lüften; doch sie weichen vor einem donnerartigen Laut mit fein abgemessenen Schritten zurück und bilden eine malerische Gruppe. Endlich fällt die Hülle. Ein scheußliches Wesen mit wirrem, langem Haar, einen Dreizack in der Hand, in die

Farben von Flammen gekleidet, tritt hervor und tanzt einen Joronestanz. Dann greift Tsuna nach dem Schwert. Ein seltsamer Kampf beginnt, ein schnelles Nebeneinanderherschreiten; Dreizaß und Klinge blihen in der Luft; das bleckende Scheusal zieht sich besiegt in seinen Käfig zurück. Tsuna scheint befriedigt zu lächeln und der Vorhang geht zur Seite. Die Riesenspinne, die Kinamoto Jorimitsu's Schlaf störte, ist tot.

Ein Sittenbild aus der Genroku-Ära, der Zeit japanischer Hochrenaissance, macht den Beschluß des Tages. Ein Ritter (Samurai) wird von einem Dichter lustiger Verse zur Feier der Kirschblüthe betrunken gemacht, bekommt einen Lachkrampf, weil man ihm ein Pulver in den Sack geschüttet hat, und widmet in der zweiten Szene einem jungen Samurai zärtlichste Aufmerksamkeiten. (Es ist die Zeit, in der die griechische Liebe in Japan sehr verbreitet war). Er bittet ihn, seinen mächtigen Strohhut zu lüften, damit er sein sicherlich junges und schönes Antlitz sehen könne, und als der so lange Umschmeichelte keine Einwendungen mehr zu machen wagt, zeigt sich das Gesicht eines alten Keils unter dem Strohkorb. Der Samurai ist abermals gefoppt und das Publikum jöhlt, obwohl es die laxe Moral der Genroku-Zeit seit 1868 (dem Jahr der Einführung europäischer Sittlichkeit) nicht mehr billigen darf. Auch in diesem Stück giebt es hübsche Tanzeinlagen; die Freunde japanischer Holzschnitte werden mit Interesse vernehmen, daß dabei eine typische Figur der Genroku-Periode, der Beniyé*)-Verkäufer, als Hauptperson mitwirkt.

... Um elf Uhr nachts saß ich mit schmerzenden Schläfen in meiner Jirikisha. Ich hatte volle sieben Stunden im Theater verbracht. Als ich über die Shijo-Brücke rollte und auf die von vielen Papierlaternen erhellten Ufer des rauschenden Kamo-Flusses blickte, kamen mir Kawakamis Kompromisse in den Sinn. Sollten wir wirklich so beschränkt in unseren Geschmacksneigungen sein, daß wir die fremdartige Schönheit dieser altjapanischen Tanzspiele nicht würdigen könnten? Sollte nicht ein kluger Kopf unter unseren Theaterdirektoren zu finden sein, der unserem von Brandreden hungriger Arbeiter ermüdeten Publikum das farbenglühende altjapanische Leben im Spiegel der Schaubühne zeigt? Szenen wie der Kampf mit der Riesenspinne (der dem klassischen Nō-Tanz entnommen ist) würden, wenn die Besonderheit des Kolorits gewahrt bliebe, in den Köpfen vieler Tausende eine lebendige Vorstellung von Dem hervorrufen, was Japan wirklich war und was es uns eigentlich bedeutet.

Kioto.

Friedrich Perzynski.

*) Beniyé heißen die mit Beni, einem Karminroth, kolorirten Frühbrude.



Tragikomoedie.

Königin Anna saß auf ihrem kostbaren Faltenstuhl, eine Marguerite in der Rechten. Jemand Einem in ihrer Umgebung war es gelungen, diese Blume in ihre Hand zu spielen. Sie hielt sie aber steif und theilnahmslos und trieb nicht das järtliche Fragespiel mit ihr, das man erwarten mochte. Wozu auch? Unten im Hof stand ihr königlicher Gatte und fütterte seine Bracken mit Lederbissen; und sie wußte genau, daß sie gleich nach den Hunden den ersten Platz in seinem Herzen einnahm.

Die drei Edelräulein, die ein Stück weit hinter ihr standen, flüsternten leise mit einander. Die eine von ihnen bemerkte, wie die Marguerite achlos aus der Hand der Königin glitt und auf den Saum ihres milchweißen Atlaskleides fiel. Die Dame erhob sich geräuschlos, trat vor die Herrin und flüsternte ihr ein Wort zu. Die Königin nickte wie ein artiges Kind und wandte ihre schönen, gelangweilten Augen dem prächtigen Gobelindorhang zu, hinter dem, auf einen Wink der Dame, der dienstthuende Page verschwunden war.

Einige Minuten darauf traten zwei Diener herein, die ein kunstvolles Gemälde vor der Königin aufstellten. Es war das Bildniß einer schönen Frau, die in wundervoll schillernden Pfeffler gekleidet war und ganz von Perlen tropfte. Königin Anna sah etwas verwirrt auf das Bildniß.

„Es ist das Portrait der Prinzessin von Asturien, ein vorzügliches Bildniß“, flüsternte die eine der Damen, die herangetreten war.

„Ich kenne die Prinzessin nicht“ (die Königin blickte auf den stolzen Frauenkopf), „aber wenn sie nur halb so schön ist wie auf diesem Bilde, dann muß sie sehr schön sein.“

„Sie solls durchaus nicht sein; nur die Gewänder und der Schmutz heben ihre Gestalt so vorthellhaft hervor. Es ist das Geheimniß des Malers“ (die Dame winkte und das Bild wurde hurtig entfernt), „jedem Körper die richtige Folie zu geben. Man sagt, er wende der Ausführung der Gewänder mehr Sorgfalt als ihrer Trägerin zu.“

Ein neues Bild wurde gebracht. Es stellte eine Verwandte des Königs von England dar. Königin Anna betrachtete den Ring am Mittelfinger der Fürstin. „Wie seltsam, einem Bildniß einen wirklichen Stein einzufügen! Der Rubin ist echt, er funkelt.“

Das Edelfränklein schüttelte leise den Kopf. „Beruhen Majestät, die Hand zu befühlen“ (das Portrait wurde dicht an die Königin herangeschoben): „es ist kein wirklicher Stein; er ist nur gemalt.“

Anna ließ die Spitzen ihres Zeigefingers schüchtern über das rothe Juwel gleiten. Wahrhaftig: es war nur gemalt!

Man brachte andere Bildnisse herein. Es waren fast nur solche von Frauen. Und von Frauen aus den allerhöchsten Ständen. Fabelhafte Juwelen, Seiden von berückenden Farben, Rauchswerk, dessen Silberspitzen man fast unter seinem Hauch zittern zu sehen glaubte, waren auf diesen Bildern zu erblicken. Die drei Edeldamen wetteiferten in Ausdrücken des Entzückens. Die Königin war nachdenklich.

Endlich trug die älteste der Frauen ihr die Bitte vor. Da überzog ein Rosenhauch ihr kindisches Gesicht.

Wird er ganz dicht herantreten, wenn er . . . Wird er sie etwa gar berühren, wenn er . . . Wird er . . . Ja, Das wird er gewiß. Er muß sie ja anblicken: sonst kann er sie nicht . . . Sie stockte in ihren Gedanken und hielt ihr Spigentuch, klein wie ein Handteller, vor den lichernden Mund. Da brachte die älteste Edelbame ihre Lippen an Annas rosiges Ohr und raunte ihr ein paar Worte zu. Die Brauen der Königin schoben sich verwundert höher und sie blickte auf die goldene Spitze ihres Stiefelchens. Das änderte die Sache.

Sie athmete wie erleichtert auf. Er kann vorgelassen werden. Sie will ihn empfangen.

Wie wird er wohl aussehen? So wie der König? Mit herabhängender Unterlippe, stumpfer Nase, runden, glasigen Augen, spärlichem Braunhaar auf dem birnenförmigen Schädel? Anna wünschte, er sähe ganz anders aus. Er sähe aus . . . Sehr hoch, sehr stolz, mit dem rötlichen Haar der Normannen, mit weißen, schlanken Händen. Der König hat häßliche Hände; er pflegt an seinen Fingerringeln zu knabbern.

Als Gaston Billeneuve die ersehnte Botschaft empfing, legte er die Hände vors Gesicht und murmelte Worte, die einer fremdartigen Sprache angehörten. Dann schritt er erregt in seinem Atelier auf und nieder. Ab und zu glitten seine Blicke über die Wände mit der vornehmen Gesellschaft in den kostbaren Bilderrahmen. Aber was waren diese Prinzessinnen und Edelfrauen gegen sie, die er jetzt malen würde, gegen die Königin, die rosenfarbige, mit dem Diadem der Unnahbarkeit im gleißenden Haar? Er hatte erreicht, was noch kein anderer Maler vor ihm erreichte: er durfte sie von Angesicht zu Angesicht schauen, er durfte festhalten, was ihr Anblick ihm gab.

Er warf sich auf einen farbunglühenden Teppich mit Metallfäden im uralten Gewebe und ließ das Stück milchweißen Atlas, das nebst anderen seltenen Stoffen dort lag, durch die Finger gleiten. Er hatte eine wunderliche Vorliebe für diese weichen, schmeichelnden Seiden, deren Berührung seine Pulse vor Zärtlichkeit zittern ließ. Er drückte das schmierige Gejpinust an die heißen Lippen und kühlte sie an ihm. Dann griff er in den Wandschrank und zog eine Kassette heraus. Ungefaßte Steine, Brillanten, deren Wasser den Thau auf Lilienblättern an Reinheit beschämte, Rubine, röther als Blut, Saphire, die Märchen erzählten, strahlten ihm entgegen. Oft ließ er sich, statt des Geldes, Edelsteine für seine Bilder reichen. Er verging vor Liebe zu Allem, was schön war, was strahlte, was seiner lechzenden Seele Durst stillte. Wie waren die Wangen einer Frau ihm weich genug, seine Lippen darauf zu betten, nie der Nacken einer Frau weiß genug, seine Haarsträhne darüber gleiten zu lassen. Die Königin, die Königin, die stolze, jüngste, holdeste der Welt, wollte er haben, — und er hatte den Weg zu ihr nun gefunden. Sie war ihm gerade gut genug.

Sie sitzt im Saal, ihre drei Getreuen um sich. Zwei Pagen ziehen die Kortine zur Seite. Ein Mensch tritt herein, klein, mit gekrümmtem Rücken, als ob er eine Kiesenlast darauf teile, das hagere, elfenbeinfarbige Gesicht auf beiden Seiten von tiefschwarzem Haar eingerahmt, die Nase kühn, groß, gebuckelt, die Lippen festgeschlossen, trozig, starr, räthselhaft. Er scheint nur die Königin zu sehen, sinkt vor ihr aufs Knie und schlägt die Widen zu ihr auf. Sie sieht zwei nachtschwarze Augen auf sich gerichtet, tief wie ein Abgrund, brennend wie das

Feuer, das im Schoß der Erde lohen soll, von jener wilden Zärtlichkeit, wie sie Raubthiere im Spiel mit einander verrathen: Leise, ganz leise hebt sie die thörichte Hand und legt sie auf das erschreckte Herz.

Er schweigt und blickt sie an. Er darf ja nicht sprechen, bevor sie gesprochen. Sie nickt kaum wahrnehmbar.

Anna findet ihn scheußlich, aber sie brennt vor Neugier auf das Bild, das er unter ihren Blicken schaffen wird. Ihr gehts wie den anderen Damen fürstlichen Geblütes. Sie verlernen ihr Befremden über seine Eigenthümlichkeiten, über die herrliche Art, die bald mit tiefer Demuth wechselt. Sie wissen um das Geheimniß seiner Geburt, wissen, daß er ein Künstler geworden ist, weil das Schicksal ihm versagt hat, mehr zu werden. Es schmeichelt ihnen, einen Kaiserjohn wie einen Gaukler behandeln zu dürfen; denn im Grunde ist ihnen jeder Künstler, auch der beste, nicht mehr als eine Art Gaukler. Sie fühlen sich sicher in der Nähe dieses Künstlers, weil sie wissen, daß edles Blut in seinen Adern rinnt.

Während Anna ruhig in ihrem milchweißem Gewand vor ihm sitzt, die gleißenden Haare ihrem Bildniß zu Liebe gedffnet und mit Perlensträngen geschmückt, streicht sein Pinsel hastig über die Leinwand. Sie erhebt jedesmal, wenn ihre Augen den seinen begegnen, und erwartet doch ungeduldig den nächsten Blick.

Unten, vom Hof her, hört man des Königs Gejoh, der mit seinen Hunden spielt. Die drei Edelräulein lästern. Die Älteste erzählt, wie ihr der Hofmarschall den Maler empfahlen hat. Ihm hatte ihn der Randschenk gepriesen. Diesem ein Ritter der königlichen Leibwache. Schließlich endete die Geschichte noch bei einem Thürsteher. Die Damen lächeln heimlich. Anna aber denkt plötzlich: Weshalb sind diese Drei eigentlich hier? Es wäre viel schöner, wenn sie nicht hier wären. Und sie verzieht schmolend den Mund und sagt zu Gaston: „Nächstens will ich im Garten gemalt werden. Unter dem Orangenbaum, in dessen Geißt die zwei blauen Meisen ihr Nest haben. Und Niemand soll dabei sein. Die Damen haben beim Rosenroudeß zu warten.“

Und so war es beim nächsten Mal. Und Gaston fand, den gekrümmten Rücken gekent, scheinbar demüthig vor seiner Leinwand. In seinen Augen aber loderte der Hochmuth unalten, heilig gehüteten Stutes. Aus diesen Augen schrie der Hirsch, der am Waldbrand auf die Hindin lauert.

Und Anna verzog schmolend den Mund und sagte: „Die Damen haben das nächste Mal am Fischteich zu warten.“ Von dort aus konnten sie ihre Königin nicht sehen.

Und jetzt war er mit ihr allein. Das Herz klopfte ihr bis in den Hals. In der Ferne hörte sie die Hunde ihres Gemahls klaffen. Ihre Augen glänzten, als ob Thränen darin ständen, und die schweren Lider lagen halb darauf.

„Es ist sehr heiß“, sagte sie leise. Er hob den dunklen Kopf. „Ich friere“. Ihre Blide begegneten einander, flüchtig, erschreckt. Dann malte er weiter; und sie sah durch die halbgeschlossenen Wimpern seinen tropigen Mund an. . . . Und plötzlich warf sie sich, ihre Posen vergessend, zurück und lachte hart und höhnisch.

„Ihr seid Eurem Vater wenig ähnlich.“

Da sah er sie an. Sein Gesicht war blaß und entstellt. „Seht Ihr denn nicht, wie sie von drüben durch die Zweige der Weiden herüberspähen?“

„Was geht mich in diesem Augenblick die Welt an? Ich will, daß Ihr

mich küßt.“ Die Königin sprach aus ihr. Königinnen sind unbekümmert. Doch er trug er nicht Kaiserblut in den Adern? Wie konnte er anders empfinden als sie?

„Majestät verzeihen: der König schickt mich hierher.“

Rougemont, der hohe, hagere Berathser und geistliche Vertraute des Königs, stand plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, zwischen den Beiden.

„Ich soll Majestät bitten, mir zu folgen. Die Wundhändin Latona hat ein schneeweißes Junge geworfen, das Majestät sich ansehen möchten.“

Anna preßte die Lippen auf einander, machte eine hochmüthige Bewegung nach dem Maler hin und folgte dem Störer ihrer Schürferunde.

Am anderen Tag, eben als Gaston sich fertig machte, um ins Schloß zu gehen, wurde Rougemont bei ihm gemeldet. Der Maler zuckte zusammen, sagte sich aber rasch wieder und trat dem Prälaten gelassen entgegen. Rougemont verneigte sich. Seine durchdringenden Blicke waren oft, ohne daß Gaston es bemerkt hatte, ihm gefolgt, wenn er im Schloß aus- und einging.

Er ließ sich nieder. „Ich komme mit einer Bitte, edler Herr. Ich sammle Notizen zu einem Werk über Kaiser Mathias und möchte Euch bitten, mir ein Wenig an die Hand zu gehen und mir von Eurem gnädigsten Vater zu erzählen.“

Gaston erblaßte. „Das geht nicht an.“ Der Priester machte eine demüthige Nackenbewegung. „Nichts Intimes natürlich, nur harmlose Daten, die mir jedoch von Wichtigkeit sind. Ich möchte, zum Beispiel, fragen, wo Ihr geboren seid. Hielt sich der Kaiser öfter dort auf, ist es ein wenig bekannter oder ein viel genannter Ort? Ich weiß nämlich, daß der erlauchte Herr oftmals plötzlich vom Hofe verschwand, um sich irgendwohin an eine ihm liebe Stätte zu flüchten. Könnt Ihr mir Auskunft geben? Euch wird nicht der geringste Nachtheil aus Euren Mittheilungen entstehen. . .“

„Ich kann Euch in dieser Sache nicht dienen.“ Gaston stand wie aus Erz gegossen vor Rougemont.

„Dann gebiete ich Euch also, kraft meines Amtes als Vertrauter des Königs“ (der Priester erhob sich mit plötzlich veränderter Haltung): „gebt Auskunft über Euch selbst. Kein Mensch weiß, woher Ihr eigentlich kommt; kein Mensch hat Euch jemals eine Kirche betreten sehen. Welche Beweise könnt Ihr eigentlich erbringen, um Euer angeblich so nahes Verhältniß zu dem großen Kaiser und glaubhaft zu machen? Die Königin, die sich für Euch interessiert, wünscht all Das zu erfahren.“

Da schlug Gaston die großen, dunklen Augen auf. Sie schienen zu sagen: Die längst erwartete Stunde ist also gekommen. Er richtete sich stolz auf. „Die Königin wars nicht, die Euch beauftragt hat, zu spioniren. Das haben die Anderen gethan, die mich zu beneiden anfangen. Wartet einen Augenblick; ich will Euch gleich Rede stehen.“

Gaston trat zu einem Küßchen, entnahm ihm eine kleine Kristallkaraffe, that einen Schluck von der Flüssigkeit, die sie enthielt, und trat unsicher in die Mitte des Ateliers. „Ich bin nicht Mathias' Bastard. Um des Glanzes willen, den ich mit vergötternder Anbetung liebe, habe ich mich dazu erniedrigt, diese entehrende Rolle zu spielen. Ich wußte, daß sie mir leichter als all mein Können, schneller als mein ehrlicher Name die Pforten der Paläste öffnen würde. Ich heiße Israel Baruch und meine Wiege stand im Ghetto in Amsterdam.“

Die schwarzen Haarsträhnen fielen über das bleiche Gesicht, das sich sterbend zur Erde neigte.

Selbstanzeigen.

Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes. Eine philosophische Untersuchung über das Wesen der Religion. Eugen Diederichs, Jena, 1905.

Hegel und Feuerbach haben die Religion als das Selbstbewußtsein Gottes bestimmt; Hegel in positiver, Feuerbach in negativer Absicht. Jener, um sie für immer gegen die Einwände des Verstandes sicher zu stellen, Dieser, um sie als eine bloße Illusion des menschlichen Bewußtseins zu erweisen. Mein Werk macht es sich zur Aufgabe, die Wahrheit der genannten Auffassungsweise zu begründen, ohne dabei den metaphysischen Ubertreibungen Hegels oder den für die Religion vernichtenden Konsequenzen des feuerbachischen Atheismus anheinzufallen. Es betrachtet also auch die Religion als das Selbstbewußtsein Gottes, nicht nur in dem Sinne, daß in ihr Gott zum Bewußtsein seiner selbst gelangt, sondern auch in dem, daß in ihr das Bewußtsein des Menschen von seinem Selbst zugleich als das Bewußtsein von der göttlichen Natur dieses Selbst hervortritt. Es beantwortet also die Frage nach dem Wesen der Religion in monistischem Sinn, aber nicht eines naturalistischen Monismus, wie ihn jetzt Haeckel vertritt und der jede Religion unmöglich macht, auch nicht eines abstrakten Monismus nach Art desjenigen der Indier und der mittelalterlichen Mystik, sondern eines konkreten spiritualistischen Monismus, der die Wahrheitmomente jener entgegengesetzten Anschauungen in sich aufhebt. Gegenüber der modischen rein empirischen und psychologischen Auffassung der Religion faßt es das Problem der Religion als ein wesentlich metaphysisches auf; gegenüber dem Theismus der bestehenden Religionen vertritt es den Standpunkt des Pantheismus. Dabei wendet es sich besonders auch gegen die herrschende Richtung der protestantischen Theologie, die, unter Verwerfung des kirchlichen Dogmas, das gesammte Christenthum zu einem Kultus der rein menschlichen Persönlichkeit Jesu verbünnen möchte. Es zeigt, daß eine Weiterentwicklung der Religion und eine Befundung der religiösen Zustände nicht durch eine Zurückdrängung der bisherigen Entwicklung zu ihrem Ausgangspunkt, wie Harnack und seine Anhänger möchten, sondern nur durch Fortbildung der in jenem enthaltenen Keime aus dem innersten Wesen der Religion heraus möglich ist; und indem es den Geist der mittelalterlichen Mystik eines Eckhart, Ruysbroeck und Anderer wieder zu erwecken und für die Gegenwart fruchtbar zu machen sucht, strebt es, ein Ideal der Religion als Maßstab für alle religiösen Vorstellungen aufzustellen, und zeigt dem Protestantismus das Ziel, worauf er seine Blicke richten muß, um aus der heutigen Zerfahrenheit und Verwirrung herauszukommen und das religiöse Reformwerk, das Luther begonnen, aber nicht zu Ende geführt hat, im Sinne seines ursprünglichen Ausgangspunktes zu vollenden. So greift es, trotz seinem rein theoretischen Charakter, mitten hinein in die brennenden religiösen Fragen der Gegenwart und entwickelt, unzugänglich aller Beeinflussung durch dogmatische und kirchliche Vorurtheile, die Grundzüge einer wahrhaft germanischen Religion, die unserem innersten Wesen gemäß und im Stande ist, das wissenschaftliche Bewußtsein eben so sehr wie das religiöse Empfinden zu befriedigen.

Professor Dr. Arthur Drews.

Das heimliche Läuten. 2. Stadtmann in Leipzig.

Eine Probe aus dem Grotesken-Intermezzo:

Kalifen-Lied

Einst war zu Bagdad ein Kalif, — er hieß nicht Harun al Raschid,
 Auch weiß ich Andres nicht von ihm, als daß er lebt in diesem Lied.
 Er lebt, so wie ich ihn erschuf. Er lebt, wie ichs für gut befand.
 Er lebt, so lang es mir beliebt. Er lebt und stirbt von meiner Hand.

Einst war zu Bagdad ein Kalif . . . Verzeiht: soeben bringt man mir
 Wein ganz bescheidenes Abendbrot; es ist nur etwas Wurst und Bier.
 Es warte der Kalif so lang, bis ich verzehrt mein Stückchen Wurst.
 Die Wurst ist für den Hunger gut, das Gläschen Bier ist für den Durst.

Einst war zu Bagdad ein Kalif . . . Wie freuts mich, daß er warten muß!
 Kalif und Bettler sind mir gleich. Sein Warten ist mir Hochgenuß!
 Sie Alle sind in meinem Reich nur Skaven meiner hohen Macht.
 So ruht die Welt in meiner Hand, so herrsch' ich über Tag und Nacht.

Einst war zu Bagdad ein Kalif . . . Wer kommt zu mir ins Kämmerlein?
 Gehüllt in einen großen Schal die Liebste tritt zu mir herein!
 Wie lacht verheißungsvoll ihr Mund! Wie grüßt mich ihrer Augen Strahl!
 Wißt: was mit dem Kalifen war, erzähl' ich Euch ein ander Mal!

Denn was mit dem Kalifen war, bleibt mir zu sagen Zeit genug.
 Doch solche holde Wirklichkeit jezt drob veräumen, wär' nicht klug!
 Kalifen schaff' ich mir herbei, so viel ich mag, zu jeder Stund';
 Doch niemals küßte Euch ein Mund so heiß wie meiner Liebsten Mund!

Wien.

Franz Karl Ginzley.



Apollo oder Dionysos? Kritische Studie über Friedrich Nietzsche und den imperialistischen Utilitarismus. H. Barsdorf, Verlag. Berlin W. 30.

Der imperialistische Utilitarismus, den ich in meinem Buch näher zu bestimmen versuche, ist die individualistische, rationalistische, kriegerische und erobere-lustige Ethik, die vom Anbeginn der menschlichen Geschichte an der überlieferten mystischen und religiösen Sittlichkeit gegenübersteht. Ihre älteste Form ist der kriegerische Vertrag, der den Führer eines Jagd- oder Kriegszuges und seine Leute mit einander verknüpft. Man findet einen solchen Vertrag in der alten griechischen Kultur, in den dorischen Städten. Sparta ist eine reine Räuberhöhle: das ganze Volk wird für den Raub gezüchtet. Der utilitarische Imperialismus bildet den Kern des Stoizismus, dessen praktische Moral, wie die platonische, die lakedämonischen Sitten nachahmt. Der vernünftige Imperialismus endlich ist die Lehre, die das bewegte neunzehnte Jahrhundert seinem Nachfolger hinterläßt. Er wird wahrscheinlich die Zukunftsmoral beeinflussen. Nietzsche hat diesen Vernunftimperialismus in seinen besten Stunden gekannt. In Folge seiner klassischen Studien hat er frühzeitig über die dorische Kultur nachgedacht. In dem besonderen Gott der dorischen Eroberer, Apollo, hat er nicht nur eine gewisse ästhetische Richtung, sondern auch die aristokratische Herrenmoral sinnbildlich dargestellt. Später trachtete

er, diesem Rassenimperialismus einen individuellen Imperialismus hinzuzufügen, dessen Quelle der Wille zur Macht wird. Aber Niepshes apollinischer Imperialismus und seine moralische Folge, der Stoizismus, wurden schließlich durch eine zähe mythische Neigung unterdrückt, der der leidenschaftliche Wagnerianer zu oft gehuldigt hat; der Uebermensch wird also aus einander sehr widersprechenden Elementen zusammengesetzt: er ist zugleich würdevoller Herr und trunkener Satyr. Ich glaube, dem dauernden Ruhm Niepshes einen guten Dienst geleistet zu haben, als ich in seinem etwas verworrenen Werk die Spreu vom Weizen zu sondern versuchte. Da er jetzt der europäischen Kultur angehört, darf vielleicht auch ein Ausländer hier ein offenes Wort wagen. Ist meine Kritik auch oft scharf, so bleibe ich dennoch Niepshes aufrichtiger Verehrer und Schuldner.

Paris.

Ernest Seillière.



Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erörterungen. Wien. Karl Konegen.
Preis 10 Mark.

Wohl selten ist ein Buch unter so traurigen persönlichen Verhältnissen entstanden wie dieses. In physischer und moralischer Leidenszeit entschloß ich mich — bei ununterbrochener Fortführung meines ärztlichen Berufes, oft unter den größten Schmerzen —, an die Ausführung eines alten Vorhabens zu gehen, meine Erinnerungen niederzuschreiben und eine Charakterenergie zu entwickeln, daß der Geist, der Humor und das Temperament dieses Werkes nichts von meiner physischen und seelischen Qual aufweisen sollte. Es war Schillers erhabenes Beispiel, das meinem Arbeitstimulus vorleuchtete. Das Buch sollte eigentlich „Erinnerungen und Erörterungen“ betitelt sein; vor Allem deshalb, weil mein Leben nicht in erster Linie ein äußeres Handeln und ein soziales Trachten vorstellt, sondern ein ununterbrochenes Betrachten und Aufsuchen seelischer Eindrücke, ein fortwährendes Gedankenweben unter dem Zwang sich aufdrängender wissenschaftlicher, ethischer und ästhetischer Probleme und staatsbürgerlicher Pflichten. Ich habe, besonders vom zweiten Theil an, diese Erinnerungen und Erörterungen in die Form von Reisekapiteln gefaßt, weil ich das traurige Schicksal der meisten geistig selbstständigen und charakterfesten Oesterreicher hatte, seit die Heroen der großen wiener medizinischen Schule vom Schauspiel abtraten, das offizielle akademische und bürokratische Wien sich mir feindlich gegenüberstellte und, wenn ich mich zeitweilig zur Wehr setzte, mich noch dazu zum professionellen Kampfhahn stempelte. Ich mußte nach Paris, Rom, Brüssel, London wandern, wenn ich einige Aussicht haben sollte, in Berlin Halt zu gewinnen und in Wien für meine Geisteskinder Anerkennung zu finden. Die mannichfachen Eindrücke, Anregungen, Begegnungen, Erörterungen der mich beschäftigenden Fragen, so weit sie nicht bloß ein engeres Fachinteresse haben, sind in diesen Reisekapiteln dargestellt. Viele Erörterungen betreffen engere medizinische Fragen, über die das gebildete Publikum aufgeklärt werden soll, und auch Kunstfragen, die dadurch eine individuelle Färbung und Klärung erhalten, daß ich in sie mit wissenschaftlichen Anfragen — zum Beispiel: ethnographischer und anthropologischer Natur — eindrang. Mein ärztlicher Beruf und meine wissenschaftlichen Probleme haben mich in so innigen Kontakt mit Personen und Verhältnissen gebracht, daß ich Vieles und Vielfeitiges zu erzählen habe.

Wien.

Professor Dr. Roriz Wencbitt.



Banken und Industrie.

Einem interessanten Beitrag zu der heute oft erörterten Frage, ob die Banken von der Industrie abhängig seien oder die Industrie von den Banken, lieferte die Außerordentliche Generalversammlung der Stettin-Griftower Portlandcementsfabrik. Das Unternehmen ist zweimal sanirt worden; jetzt sollen die Aktionäre zum dritten Mal Opfer bringen. Bis zum Ende des Monats müssen 300 000 Mark aufgebracht sein; sonst droht die Liquidation oder noch Schlimmeres. Die Hauptgläubiger der Gesellschaft sind die Bankfirma Max Abel & Co. und die Kommerz- und Diskontobank, die eine Forderung von 170 000 Mark von der Berliner Bank übernommen hat. Der Kommerzbank wurden nun in der Versammlung von Aufsichtsrath, Direktion und einzelnen Aktionären schwere Vorwürfe gemacht. Die Bank besteht auf ihrem Schein und sagt: „Ich will mein Geld unter allen Umständen noch im Dezember zurückhaben. Seht zu, woher Ihr's nehmt. Eure Aktionäre kümmern mich nicht; ich habe nur für meine zu sorgen.“ So soll den um weiteren Aufschub bittenden Leitern der Cementwerke geantwortet worden sein; und da die Bank auch bei den kurzfristigen Wechselkrediten, die in der Saison gegeben wurden, immer die pünktliche Einhaltung des Fälligkeitstermines forderte, Cement à tout prix verkaufen ließ, um das ihr geschuldete Geld zu schaffen, und das Wert oft nöthigte, Tage lang still zu liegen, weil keine Mittel zur Beschaffung des erforderlichen Brennmaterials vorhanden waren, hielt sich die Verwaltung des nothleidenden Unternehmens für berechtigt, der Bank „illoyales Verhalten“, „außergewöhnlich rigoroses Vorgehen“ und Aehnliches vorzuwerfen. Wie sei einer Industriegesellschaft die Abhängigkeit von einem Kreditinstitut unangenehmer fühlbar gemacht worden als der Stettin-Griftower Cementfabrik. Und doch habe die Kommerz- und Diskontobank 10 Prozent Zinsen für ihr Geld bekommen und in ihren Tresors die Obligationen der Gesellschaft als Sicherheit gehabt. Wer Das hörte, mußte glauben, hier sei die Nothlage eines Unternehmens in der schamlosesten Weise ausgebeutet worden; in Wirklichkeit aber liegen die Dinge anders. Erstens hat die Kommerz- und Diskontobank nicht 10 Prozent Zinsen genommen, sondern 4½ Prozent oder, in einem anderen Fall, den Lombardzinsfuß der Reichsbank von 5 Prozent und ½ Prozent Provision für den Monat, im Ganzen also 6½ Prozent. Zweitens ist den Stettin-Griftowern der fragliche Betrag mehr als einmal gestundet worden und man darf der Bank nicht verdenken, daß sie schließlich ihr Geld haben will. Wessen Interesse hat sie, die eigentlich ohne ihren Willen, nur durch Zufall, Gläubigerin der Cementwerke geworden ist, denn in erster Linie zu wahren? Sicherlich das ihrer Aktionäre. Wenn eine Gesellschaft Jahre lang gezeigt hat, daß sie sich aus den Geldsalamitäten nicht herauszuarbeiten vermag, hat eine innerlich mit dem Unternehmen durchaus nicht verwachsene Bank das Recht, energisch auf Zahlung zu dringen. Herr Kommerzienrath Max Abel bemüht sich natürlich, sein in die Fabrik gestecktes Geld wieder „gut zu machen“ (oder vielleicht thut er nur so und denkt sich im Stillen, er werde den ganzen Krempel nachher billig aus der Liquidation erstehen); seine Situation der Gesellschaft gegenüber ist jedoch eine ganz andere als die der Kommerzbank. Er ist Hauptinteressent und muß deshalb unter Umständen Opfer bringen.

Dieser Einzelfall ist nur das besonders bössartige Symptom einer verbreiteten Stimmung. Oft hört man jetzt, für die Banken sei die Industrie nur ein Gegen-

stand der Spekulation; oft sogar, die Kartelle und Konzentrationen der Industrie seien durch die Bankfusionen herbeigeführt worden. Diese Ansicht (die auch von Nießer, freilich einem ehemaligen Bankdirektor, bekämpft worden ist) scheint mir falsch. Fast überall haben wirtschaftliche und technische Erwägungen die industrielle Entwicklung bestimmt; auch der Wille zur Syndizierung war nicht das Werk der Banken. Daß bei so enger Verbindung gemeinsame Interessen entstehen, ist klar; und die Frage, von welcher Seite der stärkere Einfluß kommt, nicht immer leicht zu entscheiden. Ist diese Frage denn auch so ungeheuer wichtig? Die Hauptsache ist doch, welche Wirkung erreicht wird. Auch in Sachen Hibernia hatten nicht die Banken die Führung, sondern die Herren des Syndikates, die sich gegen die Konsequenzen des Verstaatlichungsplanes wehrten. Wenn die Banken so allmächtig wären, wie man jetzt gern behauptet, wäre der Hiberniastreit längst beigelegt. Noch schwerer zu begründen dünkt mich der Vorwurf, die Banken seien im Allgemeinen nur zu reichlicher Unterstützung der Eisen-, Elektrizität- und Kohlenindustrie bereit, gewährten anderen Gewerben aber nur ungern Kredite. Solcher Vorwurf, der sie beschuldigt, einzelne Industrien auf Kosten anderer zu mästen, könnte sie höchstens zu noch vorzichtigerer Zurückhaltung veranlassen. Sie sind doch für die ihnen anvertrauten Gelder der Aktionäre verantwortlich und müssen sich bemühen, bei möglichst geringem Risiko eine möglichst große Rente zu erzielen. Daraus ergibt sich die Pflicht, in erster Linie mit den aussichtreichsten Industrien zu arbeiten; und zu denen gehört die Textil- und Zementfabrikation einstweilen eben noch nicht.

Oft genug werden die Banken ja bei großen Transaktionen fast völlig ausgeschaltet. Ein Meister in dieser Kunst ist August Thyssen, der erst neulich, in der Generalversammlung der Gelsenkirchener Bergwerks-Gesellschaft, durch seine souveräne Betrachtung aller Rücksicht auf die Aktionäre, auffiel. Thyssen hat die Führung in dem größten deutschen Montanconcern (Gelsenkirchen-Schalker-Rothe Erde), der jetzt über ein Aktienkapital von 130 Millionen verfügt, dem Eingreifen des Schalker Gruben- und Hüttenvereins und des Rülheimer Bergwerksvereins zu danken. Die verschafften sich die Mehrheit der Aktien von Gelsenkirchen und sicherten damit die Wahl Thyssens in den Aufsichtsrath. Thyssen aber hat das Prinzip, den Kapitalbedarf der von ihm geleiteten Unternehmungen durch Anleihen zu decken, um den Kontokorrentkredit der Banken entbehren zu können. Darin zeigt sich doch eine gewisse Unabhängigkeit der Industrie von dem Bankkredit; die Hilfe der Kreditinstitute ist nicht einmal immer zur Unterbringung der Anleihen nöthig. Diese Selbstständigkeit lassen uns auch die Bemühungen erkennen, dem Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerk in Essen das Monopol für die Versorgung des rheinisch-westfälischen Gebietes mit elektrischem Strom zu verschaffen. Das Aktienkapital des Unternehmens, das jetzt von 10 auf 25 Millionen erhöht wird, ist im Besitz eines von August Thyssen und Hugo Stinnes geführten Konsortiums. Das Kapital ist rasch erhöht worden, weil die beiden Könige von Rheinland-Westfalen ihr Reich so schnell wie möglich um ein neues Territorium, das der Elektrizität, vergrößern möchten. Wenn sie über Kohle, Eisen und elektrischen Strom, die drei wichtigsten Bestandtheile der gesammten Industrie, geböten: dieser Dreieund würde ihre Herrschaft sichern. Die Gesellschaft hat mit großen Bergwerksunternehmungen (Gelsenkirchen, Harpen, Bochumer Verein, Krupp, Deutsch-Luzemburg) Gegenständigkeitsverträge abgeschlossen, nach denen diese Werke von der Elektrizitätsgesellschaft Strom bekommen, während sie ihr die

in ihren Betrieben erzeugte überschüssige elektrische Energie wieder zuführen. Die ganze Konzentration, in ihrer Art das umfangreichste industrielle Gebilde, das bisher in Deutschland entstand, wurde ohne sichtbare Mitwirkung von Banken geschaffen. Auch in der chemischen Industrie, die ja seit ungefähr dreißig Jahren ins Ungeheure gewachsen ist, hat man von entscheidender Bankeinwirkung nichts gemerkt.

Da die Banken die Geldsammelbeden sind, braucht die Industrie sie freilich, um ihren Kapitalbedarf zu decken; aber die Gewährung von Kontokorrent- und Akzeptkrediten oder die Beforgung von Emissionen bedingt noch keine absolute Abhängigkeit der Industrie. Daß die Interessenbasis fast überall gemeinsam ist, zeigt schon die Besetzung der Aufsichtsrathstellen: Bankleute sitzen im Aufsichtsrath der Industrie, Industrielle in dem der Banken. Der Zweck ist natürlich, beide Theile vor Schädigung zu bewahren, die Interessen beider Theile zu schützen. Von den Umständen hängt die Art der Verbindung ab. Kontokorrentkredite, die hauptsächlich dazu dienen sollen, eine Ergänzung für die Einnahmen aus dem laufenden Betrieb zu schaffen, werden besonders in Anspruch genommen, wenn im Geschäftsjahr Neubauten, neue Maschinen oder sonstige Aufwendungen erforderlich werden. Umfangreiche Neuanlagen, die sehr große Beträge erfordern, zwingen meist zur Ausgabe von Aktien oder Obligationen; große Gesellschaften pflegen unter normalen Verhältnissen ihren Geldbedarf ja nicht durch Vergrößerung ihrer Bankschulden zu decken, sondern sich durch Emissionen zu helfen. In Zeiten forcirter Thätigkeit, wie jetzt vor der neuen Handelsvertragsaera, tritt eine erhöhte Anspannung der Kredite ein; nicht nur für kleinere, sondern auch für große Betriebe. Den Banken bringen solche Perioden natürlich meist eine Verschlechterung der Liquidität, deren Bedeutung von der Art der Kredite abhängt. Gedeckte Kredite fallen im Allgemeinen nicht so schwer ins Gewicht wie blaue, bei deren Gewährung die Institute allerdings sehr vorsichtig sind. Mit dem industriellen Bankkredit (also der Gewährung von Kontokorrentkredit an Industriegesellschaften) wuchs im Bankwesen auch die Neigung zur Konzentration. Dafür sorgte die Entwicklung. Die kleineren Provinzfirmen konnten auf die Dauer die Anforderungen der Industrie nicht befriedigen und mußten die Großbanken in ihre Reviere eindringen lassen. Eine Provinzbank nach der anderen ist in den letzten Jahren verschwunden oder in die Filiale eines berliner Institutes umgewandelt worden. Nach dem geeigneten Industriegebiet von Rheinland-Westfalen zog es die Banken natürlich besonders hart. Einst herrschte dort allein der Schaaffhausensche Bankverein; jetzt giebt es drei große Gruppen: Dresden-Schaaffhausen, Deutsche Bank und Diskontogesellschaft. Diese Banken hatten aber auch früher schon zu der rheinisch-westfälischen Montanindustrie Beziehungen; dennoch würde schwer nachzuweisen sein, daß sie auf die Entstehung der Kartelle direkten Einfluß geübt haben. Noch schwerer wäre dieser Nachweis beim Kohlenyndikat. Eher könnte der Fall Phönix angeführt werden. Die Aktiengesellschaft Phönix hatte sich dem Beitritt zum Stahlwerkverband widersetzt, weil sie als stärkste Halbzeugverbraucherin in Deutschland keinen Anlaß sah, Bestrebungen zu fördern, die auf eine Erhöhung der Halbzeugpreise zielten; sie wollte ihren Betrieb erweitern und die erforderlichen Mengen von Halbzeug selbst herstellen. Damit aber wäre das Unternehmen ein sehr gefährlicher Konkurrent für den Stahlwerkverband geworden; man wollte den Phönix deshalb um jeden Preis zum Eintritt in den Verband zwingen. Der Schaaffhausensche Bankverein, der im Aufsichtsrath der Gesellschaft vertreten ist, verschaffte sich die Mehrheit der Aktien und stimmte in der Generalversamm-

lung für den Eintritt, der denn auch beschlossen wurde. Der Bankverein hat also dem Stahlwerkverband eigentlich erst ermöglicht.

Das Risiko, das die verschiedenartigen Beziehungen der Banken zur Industrie (Kontokorrent, Emissionen, direkte Theiligung) ja ohne Zweifel bieten, hat oft zu dem Wunsch nach einer Trennung von Depositen- und Effektenbanken geführt. Das Schicksal der Leipziger Bank, die an ihrer Verbindung mit der Aktiengesellschaft für Trebertrocknung zu Grunde ging, und das der dresdener Kreditanstalt, der die Elektrizitätsgesellschaft Kummer den Untergang bereitete, konnte als warnendes Beispiel dienen. Der Gedanke hat auf den ersten Blick Manches für sich; ob aber der Industrie damit gedient wäre, ist eine andere Frage. Die Effektenbanken wären nicht reich genug, um große Kredite geben zu können; und das ganze Wirtschaftleben könnte unter den Folgen solcher Wandlung leiden. Auch kann eine Großbank die Schuldner leichter überwachen als ein kleines Institut; und die Gefahren (zum Beispiel: die des Acceptkredits) sind in der Wirklichkeit nicht ganz so groß, wie man oft annimmt. Als Beweis für das erfolgreiche Streben der Banken, die Industrie zu fördern, wird manchmal auch die Theiligung an den galizischen und rumänischen Petroleumgruben angeführt. Doch könnten hier auch Konkurrenzrücksichten mitsprechen und man sollte nicht allzu leichtgläubig die Versicherung hinnehmen, daß selbstloser Patriotismus dazu getrieben habe. Auf diesen Gebieten entstehen überhaupt noch viele Spulgeschichten. Wer jemals gesehen hat, wie unsere Großindustriellen von den mächtigsten Bankdirektoren umworben werden, wird nicht glauben, daß die deutsche Industrie unter der Tyrannei der Banken schwachet, sondern überzeugt sein, daß Geheimrath Rindorf Recht hatte, als er sagte, von einer drückenden Uebermacht der Banken könne für den wichtigsten Theil der Industrie heutzutage nicht mehr die Rede sein. Uadon.

Schlimm sah es in der vorigen Woche an der Börse aus. Die Industrie ist noch immer mit Aufträgen überhäuft, wirds auch bis mindestens in den Frühling bleiben; aber die Russen haben die Weihnachtsfreude verdorben. Der lettische Wahnsinn, den die petersburger Regierung Tage lang ungestört rasen ließ, hat noch ärgeren Schrecken erregt als die Antisemitenputsche. Vergebens weist Witte auf die gesunde Widerstandsfähigkeit der Finanzen hin. Vergebens zeigen die Herren von Mendelssohn, die noch keine Minute lang beunruhigt waren, lächelnde Mienen und lassen sich vor versammeltem Maffervolk von ihrem Fiskus lustige Geschichten erzählen. Sogar die vorzeitige Einlösung des Januarcoupons hat nicht recht gewirkt. Die abenteuerlichsten Gerüchte finden Glauben. „Rothschild arbeitet gegen die Russenpapiere.“ Natürlich ist's unwahr. „Die Warchau-Wiener Bahn läßt den Coupon versallen.“ Auch frei erfunden. „Aber sie giebt keine Dividende.“ Das überrascht, nach ihrer vorjährigen Dividendenleistung, keinen ernsthaften Menschen, verwirrt die Naiven aber für ein Weilschen. Dabei giebt's auch Leute, die Russen schon wieder für billig halten und stattliche Posten kaufen. Alles scharrt sich um die Russenmakler. Schreit, heult, redet mit allen verfügbaren Gliedmaßen. Und auf allen Märkten sinken die Kurse. Das neueste Sympton der bössartigen Kinderei, die man eine Revolution nennt, ist das Gebot, die Sparkassen zu boykottiren; da in diesen Kassen eine Milliarde lagert, sind die Folgen noch gar nicht abzusehen. Wir bezahlen das liberale Experiment theuer, das in Rußland unternommen wird. Allmählich sieht man ein; und wenn morgen eine stramme Militärdiktatur den Aufruhr niederzwänge, würden wir, trotz der Kränkung des demokratischen Empfindens, die herrlichste Hauffe erleben.

Drei Briefe.

I. Die Regelung der konfessionellen Verhältnisse ist in dem Schulunterhaltungsgezeß, das der Landtag zu beraten hat, so ausgefallen, wie es jeder Vernünftige fordern mußte: die konfessionelle Schule dort, wo genug Kinder dafür vorhanden sind; wo Das nicht der Fall ist, die Simultanschule. Doppelt notwendig ist diese für eine deutsche Kolonie in fremdem Land, wo bei konfessioneller Sonderung wegen der geringen Kinderzahl überhaupt keine deutsche Schule bestehen könnte. So ist in Rom. Im Oktober 1904 ist dort eine paritätische deutsche Schule errichtet worden, die nach dem mir zugegangenen Jahresbericht die ersten sechs Klassen einer achtklassigen Mittelschule und die ersten vier Gymnasialklassen umfaßt und von 46 Schülern besucht wird: 18 evangelischen, 26 katholischen und 2 jüdischen. Daß bei dieser Schülerzahl ein solcher Unterricht schon kostspielig genug wird und daß bei konfessioneller Sonderung von zehn Klassen nicht die Rede sein könnte, ist klar. Die der deutschen Kolonie Angehörigen müßten denn lauter reiche Leute sein und jede Familie sich ein paar Hauslehrer halten können. So liegen die Dinge nicht; auch fluktuirt, wie man sich denken kann, der Bestand der Kolonie. Die Schulrechnung des abgelaufenen Jahres schließt denn auch mit 1612,05 Lire Defizit ab; und der Zweck dieser Zeilen ist, Vermögende, die, wie Carnegie, nicht wissen, was sie mit ihrem Kammon anfangen sollen, zu einem Beitrag einzuladen. Die Adresse des Schriftführers Dr. Albert Bacher ist Via Panetteria 10. Den evangelischen Religionunterricht erteilt der deutsche Vorkchaftsprediger (an die Stelle des Herr Peters ist soeben Dr. Schubert getreten); die katholischen Schüler werden im Deutschen Hospiz S. Maria dell' Anima unterrichtet. Die Fanatiker beider Konfessionen haben den Plan, diese Schule zu gründen, heftig bekämpft und fahren fort, die bestehende in deutschen und in italienischen Blättern zu bekämpfen. Meiner allerdings unvollständigen Zeitungschau nach zu urtheilen, sind auch bei dieser Gelegenheit die Fanatiker des Evangelischen Bundes den 'Jesuiten' weit voran. Die Geschichte wäre heiter, wenn das den Italienern hörbare Gekeif Deutscher gegen ein verständiges deutsches Unternehmen nicht eine Schmach wäre. Gräßlich finden die protestantischen Eiferer, daß im Vorstände des Deutschen Schulvereins drei Protestanten, drei Katholiken und ein Jude friedlich beisammen sitzen. Und bei Worten läßt mans nicht bewenden: man gründet konfessionelle Konkurrenzanstalten. Die katholische, die von Schulbrüdern bedient wird, hat es jedoch nur auf vier oder fünf Schüler gebracht. Die vom Evangelischen Bund gegründete allerdings auf „etwa fünfzig“; davon ist aber, wie der Frankfurter Zeitung berichtet wird, nur etwa ein Fünftel reichsdeutsch; die übrigen sind Ausländer und nicht einmal alle evangelisch. Es handelt sich also bei der Unterstüßung dieser Schule um drei wichtige Dinge: um das Gedeihen der deutschen Kolonie in Rom, um die Ehre des deutschen Namens im Ausland und um den Frieden zwischen den Konfessionen.

Reiffe.

Karl Zentich.

II. „Sehr geehrter Herr, Sie erinnerten neulich daran, daß die ‚Zukunft‘ gern Denen Gehör schenkt, die eine Minoritätmeinung vertreten. Darf ich Sie dann bitten, mich, einen deutschfreundlichen Briten (und darum Ihrer Meinung nach in einer Minorität) zum Wort zu verstaten? Ich kann nicht nachdrücklich genug gegen Ihre Behauptung protestiren, daß ein Krieg gegen Deutschland in England populär sein würde. Was Jaurès behauptet, ist buchstäblich wahr: ‚Das britische Proletariat will keinen Krieg gegen Deutschland.‘ Es besitzt auch (was man zu oft in Deutschland vergißt) die nöthige Macht, einen solchen Krieg zu verhindern; denn mit Recht hat einmal Lord SHERBROOKE die britische

Arbeiterchaft 'unsere Herren' genannt. Selbstverständlich ist diese Macht in dem Augenblick, wo die Wahlen bevorstehen, stärker als je. Wahr ist, daß die Rede des Fürsten Bülow, die auf einem grundtäglichen Mißverständnis des englischen Charakters beruht, die Versöhnung erschweren wird. Wenn man auf eine Neujerung, die am Meisten geeignet wäre, die neue britische Regierung in Verlegenheit zu bringen und den Freunden Deutschlands den Mund zu schließen, eine Prämie gesetzt hätte, könnten der Verfasser der Thronrede und der Reichskanzler diese Prämie unter sich theilen. Aber es sind in England schon lange Kräfte thätig, die das Ziel verfolgen, gute Beziehungen zwischen den beiden Ländern wiederherzustellen, und diese Kräfte wollen sich nicht durch den Berliner Mangel an Zurückhaltung abschrecken lassen. Unter anderen bezeichnenden Beweisen dieses veränderten Gefühls ist die deutschfreundliche Resolution zu erwähnen, die im letzten Sommer von einer eine Million Arbeiter vertretenden Handelsorganisation gefaßt wurde. Uebrigens scheint mir auch Ihr geringschätziger Hinweis auf 'edle Ladies und Gentlemen an Klubsafeln' durchaus nicht treffend. Wir finden an der Spitze dieser Bewegung viele der hervorragendsten Namen Englands; ich nenne nur Lord Avebury, dessen Bücher in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet sind, den Bischof von Southwark, einen der einflußreichsten Führer der englischen Kirche, den Herzog von Argyll, den Schwager des Königs Sir Edward Grey, einen Juristen von europäischem Ruf, Lady Aberdeen, die großen Einfluß in liberalen Kreisen hat, George Meredith, unseren größten lebenden Schriftsteller, viele Mitglieder beider Häuser des Parlaments, Mitglieder des letzten und des neuen Kabinetes, Professoren und andere Gelehrte. Eine solche Bewegung thut man nicht, mit höflichem Lächeln' ab, wenigstens nicht in unserem Lande, wo die Oeffentliche Meinung einen fast tyrannischen Einfluß besitzt. Daß Sie Chamberlain als einen Feind Deutschlands brandmarken, klingt sehr seltsam aus deutschem Munde. Er hat nämlich erst vor einigen Jahren eine deutsch-britische Annäherung warm und offen vorgeschlagen und seine Schuld war es sicher nicht, daß ein gewisser Theil der deutschen Presse seine Worte so unfreundlich begrüßt hat. In beiden Ländern ist die Presse für sehr Vieles verantwortlich und Herr Balfour traf den Nagel auf den Kopf, als er behauptete, sie sei eine der größten Gefahren für die moderne Gesellschaft. Wenn Sie aber darauf beharren, den rasenden Jingoismus der National Review als typisch für die britische Oeffentliche Meinung zu betrachten, so berauben gerade Sie sich des Rechtes, den Redacteur dieser Revue wegen seines Mißtrauens gegen Deutschland zu tadeln. Wären wir thatsächlich kriegerisch gesinnt, dann wären die letzten Sätze Ihres Aufsatzes, 'Rebellion', worin Sie einen Krieg gegen England offen prebigen, ein wahres Spiel mit dem Feuer zu nennen. Der beste Beweis für die friedliche Gesinnung Britanniens liegt darin, daß das Volk standhaft verweigert hat, durch die lange Reihe solcher Artikel sich aufzureizen zu lassen. Durch den zehnten Theil einer solchen Pin-pricks-Politik wären unsere französischen Freunde schon längst in Weißglühitze gerathen. Wir haben die Rollen Montague und Capulet lange genug gespielt. Do you bite your thumb at me, Sir? Das ist eine Haltung, die zweier großen Völker unwürdig ist und die auch einen auffallenden Mangel an Humor auf beiden Seiten verräth. Wir wollen doch zugeben, daß ein Krieg zwischen zwei Nationen, die durch gemeinschaftliche Interessen, durch enge Bande des Blutes und der Religion, durch die selben Sympathien in Literatur, Philosophie und Erziehung verknüpft sind, ein unfühnbares Verbrechen gegen die Kultur, ein schwerer Schlag auch für den Sieger sein würde. Wenige deutsche Zeitschriften könnten die Sache der Freundschaft zwischen Deutschland und Britannien so wirksam fördern wie die 'Zukunft'; und darum appellire

ich an Sie, Ihren Einfluß endlich in diese Richtung geltend zu machen. Mit vorzüglichster Hochachtung R. W. Seton-Watson."

III. Antwort. Sehr geehrter Herr, ich habe von der politischen Leistungsfähigkeit der Nation, der Sie angehören, eine höhere Vorstellung als Sie. Ich glaube weder, daß sie, wie bisher eigentlich nur boshafte Kritiker vom Schlage Buchers behauptet haben, von der öffentlichen Meinung beherrscht wird (unter solcher Regentenschaft wäre die Größe Britanniens nicht zu erreichen gewesen), noch, daß sie auf ausländische Stimmen hört, wenn ihr die Frage gestellt wird, ob sie den Frieden behalten oder den Krieg wagen wolle. Den läppiſchen Wahn, England werde Krieg führen, weil „in der Presse beider Länder geſeht wird“, und ruhig bleiben, weil „die Hysterie aufgehört hat“, überlasse ich Ministern, Journalisten und anderen Ignoranten. Daß Sie auch mich zu den Hysterikern „zählen“, scheint mir ungerrecht. Wie ich über England und die Engländer denke, könnten Sie aus den Artikeln „Albion“ und „Pax Britannica“ erfahren, die ich im vorigen Quartal hier veröffentlicht habe. Freilich würden Kulturphrasen und Damensentiments mich nicht hindern, einen Krieg gegen England zu empfehlen, wenn ich ihn für unvermeidlich hielte und überzeugt wäre, daß die solcher Kraftprobe günstigste Stunde gekommen ist. So denken sicher auch die ernsthaften Leute, die in England Politik machen; was in den Journalen gesagt wird, ist für sie, wie einst für Bismarck, wohl fast immer nur Truderschwärze auf Holzpapier. Das Proletariat ist Ihr Herr? Gestatten Sie mir, auch hierin anderer Meinung zu sein. Wäre es wirklich Ihr Herr, dann hätte es längst ein ihm vortheilhafteres Wahlrecht durchgesetzt und nicht jetzt erst erreicht, daß John Burns als sein Vertreter ins Ministerium aufgenommen ward. Das Proletariat war, wie uns tausendmal erzählt wurde, gegen den Burenkrieg; und vermochte nicht, ihn zu hindern; wäre auch heute noch nicht stark genug, um den Plan eines britisch-deutschen Krieges zu vereiteln. Wenn Sie aber sagen wollten, die Furcht vor dem Proletariate, das nach einer Niederlage schwierig werden könnte, schrecke die Regierenden von kriegerischen Abenteuern ab, dann sind wir ganz einig. Das gilt aber nicht nur für England. Auf die Ladies, Lords und Gentlemen, die sich rednerisch für die „Verständigung“ bemühen, möchte ich mich, trotz dem großen Namen, nicht verlassen. In den Schwabvereinen der „Friedensfreunde“ führen überall berühmte oder betitelte Müßiggänger das Wort: und das Ganze ist doch nur ein harmloses Gesellschaftsspiel. Ich habe Chamberlain weder einen Feind Deutschlands genannt noch gar „gebrandmarkt“; erstens bin ich kein Schindertnecht und zweitens schätze ich den schöpferischen Geist dieses Mannes zu hoch, als daß ich ihn je unziemlich tadeln könnte. Er ist Brite und hat nur den Vortheil seines Vaterlandes zu bedenken. Die „deutsch-britische Annäherung“, die er wünschte, sollte eine Affekuranz gegen Rußland schaffen, das damals noch recht aktiv war; und dafür mußten wir höflich danken. Mit der National Review habe ich mich überhaupt nicht beschäftigt; vielleicht interessiert Sie aber die Thatsache, daß der Herausgeber dieser Revue mich gebeten hat, meinen Artikel „Revelung“ übersetzen und veröffentlichen zu dürfen; den selben Artikel, von dem Sie behaupten, er „predige offen den Krieg gegen England.“ Wo denn? „In den letzten Sähen“. Diese letzten Sähe empfehlen unseren Diplomaten (so nennen die Herren sich ja noch immer und ich muß ihnen, um verständlich zu bleiben, den offiziellen Titel lassen), „in Paris sich, statt in Algésiras, zu offener Aussprache mit Briten und Franzosen an den Konferenztisch zu setzen“. Das nennen Sie „offen den Krieg predigen“? Mit solchem Interpretiren meiner Worte könnte ich mich freilich nicht verständigen. Trotzdem ich Ihrem Urtheil über die Presseleistung ohne Einschränkung zustimme. (Mit diesem Urtheil stehen wir übrigens längst nicht mehr allein; seit die alberne Rußenhete unserer unwissenden Schrei-

ber das Deutsche Reich übermillionen kostet, hat jeder halbwegs Gescheite eingesehen, was von der ordinären Zeitungspolitik des Alltags zu halten ist.) Doch auch da sind wir nur im Spruch, nicht in der Begründung einig. Sie tadeln die Presse, weil sie nicht eifrig genug für den Frieden wirke. Thut sie ja, dear Sir. Täglich lese ich Artikel, in denen, unter Berufung auf den unermesslichen Reichsfanzler und Autoritäten eiusdem farinae, verflündet wird, ein Krieg zwischen den beiden großen Kulturnationen wäre die sinnloseste Sache von der Welt; und muß mir dann Mühe geben, um den Brechreiz zu überwinden. Die deutschen Zeitungen, in denen von einem britisch-deutschen Krieg auch nur als von einer nahen Möglichkeit gesprochen wird, haben zusammen noch nicht die Verbreitung des Lokalanzeigers, der seine friedliche Stimmung frisch vom Faß der Hammänner bezieht. Auch wird in Notabelversammlungen jetzt doch wohlgenug pro pace geplärret. Das Alles ist kaum noch Etwas für die reifere Jugend; jedenfalls nicht für die höllisch ernste Zeit, die wir heute durchleben. Die fordert andere Heilmittel; fordert verständige Prophylaxis, nicht geschäftige Rezeptschreiberei. Ich will versuchen, Ihnen meine Auffassung der Situation anzudeuten. England wird weder von public opinion noch vom Proletariat, weder von Edward noch von Campbell regirt, sondern vom Interesse. Daß dieses Interesse fast immer richtig verstanden und die Reichspolitik ihm angepaßt wurde, hat Britanien auf die Höhe geholfen, auf der es nun steht. Wenn das britische Interesse einen Krieg gegen Deutschland verlangt (vielleicht, um unsere Expansion für ein Halbjahrhundert zu hemmen, vielleicht, um eine Schwächung Frankreichs zu verhüten) und die Stunde ihm günstig scheint (weil Rußland ohnmächtig, Frankreich von uns geirgert, der Panamakanal noch nicht gebaut, die deutsche und die amerikanische Flotte nicht fertig ist), dann wird er geführt werden. Populär ist er schon; gilt der Mehrtheit Ihrer Landsleute als unvermeidlich. Und wenn er jetzt noch nicht populär wäre, würde er's pünktlich vor dem Ultimatum sein. Oeffentliche Meinungen macht man je nach Bedarf. Bruchtheile des Proletariates würden vielleicht Resolutionen gegen die Kriegsgräueltöten loslassen; und dann befriedigt in die Werkstatt zurückkehren. Die Arbeiterorganisationen hatten zwar die Kraft, Ihrer Industrie die Fähigkeit zum Wettbewerb zu schmälern, werden in absehbarer Zeit aber niemals berufen sein, Lebensfragen der Nation die Antwort zu finden. Daß Deutschland keine Aussicht hätte, England zu schlagen oder auch nur an empfindlicher Stelle zu verwunden, ist klar. Die Möglichkeit, für die Kosten eines gefährlichen Seekrieges uns reichlichen Ersatz über die Bogen zu holen, hat die thörichte Politik der letzten Monate uns geraubt. Wir haben also kein Interesse daran, diesen Krieg zu führen. Wird er uns aufgezwungen, dann werden wir uns zu wehren wissen. Scheint er Ihren Staatsmännern vermeidlich; schön; dann müssen wir uns allerdings „verständigen“. Pazifische Reden und Artikel werden aber die Verständigung nicht herbeizubauern. Männer, die beide Länder genau kennen und deren politisches Denken der Kinderstube entwachsen ist, müssen sich um einen Tisch setzen, die streitigen Macht- und Besitzrechtsfragen ruhig und aufrichtig erörtern und sich bemühen, eine Basis zu finden, auf der wir eine Weile leben können. Als Krieg oder offene Aussprache (die nicht öffentlich zu sein braucht): tertium non datur. Was sonst noch versucht werden könnte, würde ohne dauernde Wirkung bleiben. Das ist meine Ueberzeugung. Wenn Sie meinen, der Ausdruck dieser Ueberzeugung reiche mich ins Hegerheer ein, muß ich's hinnehmen. Ich bilde mir nicht ein, durch den „Einfluß“, den Ihre Höflichkeit mir zuschreibt, der Sache des Friedens dienen zu können. Auch diesen Wahn überlasse ich neidlos noch unklügeren Leuten. Solchen Dienst vermöchten allenfalls die Times (die jeder Zeilentrömer bei uns höhnt und schilt) zu leisten; und auch sie nur, wenn sie sich auf der Lebenslinie des englischen Interesses hielten. Mich belastet die Pflicht, auszu-

sprechen, was Andere aus Bequemlichkeit oder Feigheit verschweigen, schon schwer genug. Ich könnte Ihnen, selbst wenn ich für nützlich hielte, nicht vorklagen, England sei bei uns beliebt. Das ist nur bei den Großkaufleuten und in einem schmalen Theil der Industrie. Die Masse des Volkes (auch der Gebildeten) blickt mit Groll über den Kanal. Nicht ganz ohne Grund, wie Sie zugeben werden, wenn Sie nicht nur Anderen die ideale Forderung nach Gerechtigkeit präsentiren. Denn Sie glauben ja sicher nicht, wie ein Fürst Carolath, den seine Standesgenossen respektlos, doch zärtlich den Butterheirich nennen, daß England uns nie feindselig entgegengetreten und schon Friedrich dem Großen ein treuer Freund gewesen ist. Frig selbst dachte anders über diese Treue; er schrieb an Karl von Braunschweig über die britischen Diplomaten: „Diese Leute wollen, daß ich Frankreich an die Lust setze und mich an dem Ruhm sättige, ihr Hannoverland gerettet zu haben, das mich gar nicht angeht; sie wollen mich gröblich dupiren oder sie sind Narren und von lächerlicher Anmaßung.“ England hat uns geschadet, wo es nur konnte. Weshalb gab der Rastatter Friede Deutschland den Elsaß nicht wieder? Weil Britannien es nicht wollte. Warum brachte der Pariser Friede dem Preußenstaat nicht den ersehnten Gewinn? Weil Britannien es nicht wollte. Castlereagh versuchte, Oesterreich und Franzosen gegen Preußen zu hegen. Palmerston und Russell wollten den Dänen die Herzogtümer erhalten. Friedrich Wilhelm der Vierte, der sich, trotz aller Enttäuschung, so tief vor Englands Macht gebeugt hatte, mußte am Ende doch seufzen, seine Rede sei in London nicht mehr beachtet worden als das Gebell eines Hündchens. Im Krieg von 1870 hat England zwar den Schein der Neutralität gewahrt, heimlich aber Frankreich begünstigt. Unsere schwüchternen kolonialpolitischen Ansätze wurden auf Schritt und Tritt von englischer Zettelung gehemmt; und Hottentoten und Bantuleute wissen, was sie der Huld Britanniens zu danken haben. Die Liste der Gründe, die wir zum Groll haben, ist lang; und jeder Deutsche mußte sich schämen, wenn er die widrigen Schmeicheleien liest, die Ihren Landsleuten im Saal der Berliner Produktenbörse kredenzirt wurden. (Wir Literaten hatten noch eine besondere Ursache, uns vor Ihnen zu schämen; denn die unvermeidlichen Herren Hauptmann, Sudermann und Hulda leisteten in Depeschen, die im Börsenjaal verlesen wurden, so ziemlich das Schlimmste. Daß die „volle Seele“ des ehrenwerthen Herrn Sudermann sich gegen die „Heyer“ empört, wirkt wenigstens nur komisch; daß aber Herr Hauptmann, ders doch nicht nöthig hätte, von der „tiefbegründeten Identität beider Völker“ schwadronirt, ist ernstlich beschämend. Und ein Skandal, daß Leute, die sich in ihren Elfenbeinhürmchen gegen alle Geräusche des Tages verriegeln, öffentlich über Dinge zu reden wagen, von denen sie keine Ahnung haben.) Ein selbstbewußtes Volk würde solche Organe der Eitelkeit nicht ungestraft lassen. Nein: wir können zwar den britischen Menschen in seiner Kraft und Tüchtigkeit lieben, nicht aber England als politische Macht; und die Selbstachtung sollte uns abhalten, gerade heute, nach so vielen Zeichen unfreundlicher Gesinnung, den Leun zu umwedeln. Kindisch ist auch das Bemühen der Meetinghelden, den Interessengegensatz zu leugnen, der zwischen den beiden großen Völkern besteht. So jämmerliches Gewinsel wird uns bei den Volksgenossen Chamberlains, Ritcheners und Kiplings nicht zu höherem Ansehen helfen. Demen müssen wir imponiren; zeigen, daß wir stark sind und uns 1905 nicht mehr so schimpflich behandeln lassen wie vor hundert Jahren. Nur dann kommen wir mit Ehren zu einer Verständigung. . . Daß Sie mit mir unzufrieden sind, wundert mich nicht. Sie sind Engländer und müssen die Dinge anders sehen als Einer, dem das deutsche Interesse bei hellem und unsichtigen Wetter der Kompaß ist. Das Deutsche Reich wird in absehbarer Zeit Ihrem Vaterland nicht den Krieg erklären. Für das Uebrige können nur Ihre verantwortlichen Politiker sorgen. Merry Christmas! W. S.

Dampfplüge

bauen wir in den bewährtesten
Constructions.

Strassenlocomotiven

und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

John Fowler & Co.

in Magdeburg.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil und ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert

Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70

Das Geheimnis der Seele ergründet!

Sobien erscheint: Hudson.

Das Gesetz der psychischen Erscheinungen.

2. Aufl. In 7 Lieferungen à Mk. 1,20.
Eleg. brosch. Mk. 8,40; geb. Mk. 10.—.

Verlag von Arwed Strauch, Leipzig.

Dr. Nöhring's Sanatorium

Neu-Coswig i. Sa.

für Lungenkranke

Nur für 24 Patienten I. Kl.

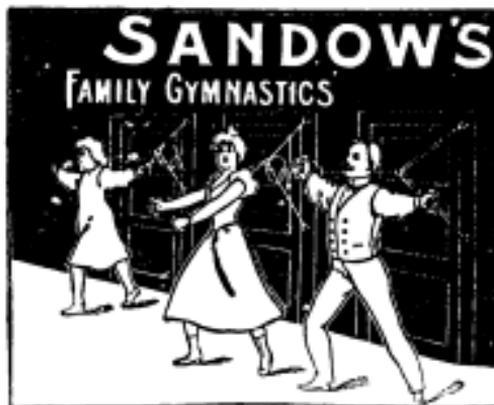
Winterliegehallen. Besondere Berücksichtigung der Verdauung.

Harmoniums

der Firma **Schiedmayer-Blasföhrenfabrik** Oestlieferant
Er. Majestät d. Kaiser und Königl. Berlin, Bülow-
strasse 46. Überkannt von den ersten Musik-Natori-
kern. Zuverlässige Klang- und Hintersorgeln von

Nr. 150 an. Bitte verlange den illustrierten Katalog gratis und franco.

Bewegung ist das rationalste Heilmittel



für $\frac{2}{10}$ aller Beschwerden
den und Leiden. In
10 Minuten erzielt man
mit

Sandow's Family Gymnastics

mehr heilsame Körper-
bewegung als durch
stundenlange andere
Tätigkeit, und „Zeit ist
Geld.“

— Von Aerzten vielfach verordnet und empfohlen. —

Preis M. 16.— complet mit Uebungs-Tabelle.

In den meisten besseren Sport- und Gummi-Geschäften zu haben.

Wo nicht erhältlich weist gern die nächste Bezugsquelle nach:

Sandow's Own Combined Developer, Hamburg, Bleichenhof Dept. Z.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 75 Pfg.

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Deutsches TheaterAnfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.**Der Kaufmann von Venedig.**Sonnabend, **Der Kaufmann von Venedig**

Sonntag:

Montag: **Das Käthchen von Heilbronn****Neues Theater**Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.**Ein Sommernachtstraum**

Sonnabend und folgende Tage:

Ein Sommernachtstraum.**Berliner Theater.**

Sonnabend, den 23./12.

Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.**Hamlet**

(Sonntag: Geschlossen.)

Montag, den 25. cr. Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr **Première****Edles Blut**Vaterländ. Lustspiel von Thielo u. Trotha.
Weitere Tage siehe Anschlagssäule.**Lustspielhaus in Berlin**Direction: **Dr. Martin Zitel**, Friedrichstr. 226.Freitag 22./12. Abd. 8 U. **Nemesis.**Sonnabend 23./12. Nachmittags 3 $\frac{1}{2}$ Uhr.**Das böse Prinzesschen.**Sonnabend 23./12. Abd. 8 U. **Der Familientag.**

Sonntag. Geschlossen.

Montag 25./12. Abd. 8 U. **Zum 1. Male.****Der Weg zur Hölle.**

Die weiteren Tage siehe Anschlagssäule.

Trianon-Theater.

Anfang 8 Uhr.

Die herbe Frucht.**Thalia-Theater**Direction: **Kren u. Schönfeld.****Bis früh um fünf** m. Thielscher
i. d. Hptrolle.Sonntag, den 24. cr. **Geschlossen.****Theater des Westens.**Freitag, den 22./12. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr. **Première:**
Das Schützenlied.Sonnabend, den 23. u. Montag, den 25./12. 7 $\frac{1}{4}$ U.**Das Schützenlied.**Sonntag, den 24./12. **Geschlossen.**

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Kleines Theater.

Freitag, d. 22. u. Sonnabend, d. 23./12. 8 Uhr

Marquis von KeithSonntag, den 24./12. **Geschlossen.**Montag, den 25./12. 8 Uhr. **Première:****Stilps Komödien.**

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27.

Dejeuners * Dinners * Soupers*Jäglich Concert bis morgens 4 Uhr**Weinhandlung-Restaurant-Betrieb G. m. b. H.***Hintze-Pianos. Bülowstr. 50**

Herr Carl H. Hintze, Großherzog. Schlossher u. Hoflicher Kollifireant. Flügel u. Pianino-
fabrik. Preis von 400 M. an bis zu den feinsten Fagert-Pianos zu 650, 750 M. u. Flügel
von 850 M. an. Gebrauchte Pianos 250 M. Gebrauchte Flügel ca. 300 an. darunter Bechstein,
Eisele, Duysen, Schwechten, Kaps, Steinway & Sons, auch billig zur Hand, neu und
gebraucht, event. ohne Transportlohn. Große Auswahl. Kulante Zahlungsbedingungen. Jährl.
Katalog gratis und franco.

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

KOMISCHE OPERDirektion: **Hans Gregor.**Freitag, den 22. Dezember 8 Uhr. **Die Bohème.**Sonnab., den 23. u. Montag, den 25. Dezember 8 Uhr **Hoffmanns Erzählungen.**Sonntag, den 24. Dezember **Geschlossen.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel

Cabaret**Roland von Berlin**Potsdamerstr. 127. Hansaal.
Dir. Schneider-Dunker u. Rud. Nelson.**Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.**

Jeden Donnerstag 5 Uhr Tee.

Gebr. Herrnfeld-Theater

am Stadtbahnhof Alexanderplatz.

Täglich:

**Familienstag
im Hause Prellstein**

Komödie in 3 Akten v. A. u. D. Herrnfeld.

Anfang — auch Sonntags — 8 Uhr.

Vorverkauf 11—2 Uhr.

Metropol-Theater

Alleabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 9 Bildern von Julius Freund
Musik von Victor Hollaender.Walden a. D. Miss Clifford a. D.
Bender. Giampietro.
Joseph. Frid Frid.
Massary. Steidl, Lilly Walter.**Passage-Theater.****Buddhas Tafel?** (Die Schritt aus dem Jenseits.)

Paquettere u. 14 erstkl. Numm. Anfang 8 Uhr.

Luisen-Theater.Freitag 22./12. 8 Uhr. **Der neue Herr.**
Sonnabend 23./12. 8 Uhr. **So sind sie Alle**
(Sonntg. 24./12. Geschlossen) Montag 25./12.
8 Uhr **Der Kaufmann von Venedig.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

**Prächtiges Weihnachtsgeschenk
für Jedermann!**

Seeben erschien von

**Julius Stinde:
Heinz Treulieb**

und andere Novellen.

Mit einer Einleitung v. Marx Müller

In Prachtband Mk. 4.—

Gegen Einsendung oder Nachnahme.

Zu beziehen durch die

Gsellius'sche Buchhdlg. Berlin W. 8 Mohrenstr. 52.

Das Nietzschebuch der Saison!!

Apollo oder Dionysos?

Kritische Studie über

Friedrich Nietzsche

Von Ernest Seillière.

Auloris, deutsche Ausgabe. 317 Seiten Gr. 8°
M. 7.—, Lwb. M. 8.50, Hlz. M. 9.—. Aus
führliches Verlagsverzeichnis gr. franko.

H. Barsdorf, Berlin W30. r.

Habsburgerstr. 10.

Aktuell!

Verlag v. Heinrich J. Naumann, Leipzig

Kaiser Otto III.

Drama von Paul Schmidt.

Lange vor dem „Toten Löwen“ hat hier der Verfasser in dem **Sturze des Reichskanzlers Willigis von Mainz** einen welt-historischen Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler dramatisch gestaltet. In Eckard von **Heissen** wird man die Gestalt eines geliebten Sächsischen Königs erkennen. In einem Welt- und Zeitgemälde sondergleichen ist hier die Tragödie des**Epigonentums**
unserrer Tage geschrieben.

Preis broschiert 2 Mark.

**RÉTIF
de la Bretonne,****SARA***Liebesbekenntnisse eines
Fünfundvierzigjährigen**brosch. M. 6.—, geb. M. 7.—,
Liebhaberang. gbd. M. 10.—.
Verlag Jul. Eichenberg, Wien X/I.*

BERLINER HANDELS-GESELLSCHAFT.

Unsere Kuponkasse ist Zahlstelle

für die zahlbaren

Zins- und Gewinnanteil-Scheine

sowie für die

rückzahlbaren Stücke

nachstehend verzeichnet. *Effekten.

- Accumulatoren-Fabrik Akt.-Ges., Aktien.
 Aktienbrauerei Erlangen (s. H. Henninger Reifbräu).
 Akt.-Ges. Brown Boveri & Cie. (Baden, Schweiz), Aktien.
 Akt.-Ges. Charlottenhütte, Niederscheiden, Aktien.
 Akt.-Ges. für Gas-, Wasser u. Elektr. Anlagen, Aktien.
 Akt.-Ges. f. Glasindustrie vorm. Friedr. Siemens, Aktien u. Schuldversch.
 Akt.-Ges. f. Theor. u. Erdöl-Industrie, Aktien u. Schuldversch.
 Akt.-Ges. f. Verächswesen in Berlin, Aktien.
 Akt.-Ges. Neue Oberlausitzer Glashüttenw., Schweig & Co., Aktien.
 Akt.-Ges. Thiederhall in Thiede, Aktien und Schuldversch.
 Allgem. Elektrizitäts-Gesellschaft, Aktien und Schuldversch.
 Allgemeine Hypothekenkasse der Städte Schwedens, 4% Pfandbriefe vom 1883, 1902 u. 1904
 Allgemeine Lokal- u. Strassenbahn-Ges., Aktien u. Schuldversch.
 *Alt-Damm-Kolb, Eisenb., 3 1/2% Schuldversch.
 Aluminium-Industrie-Aktien-Gesellschaft, Aktien.
 Badische Lokal-Eisenbahn-Akt.-Ges., Aktien u. Schuldversch.
 Bahngesellschaft Waldhof, Aktien.
 Banca Commerciale Italiana, Aktien.
 Bank f. Deutsche Eisenb.-Werte, 4% Schuldversch.
 Bank f. elektrische Unternehmungen, Aktien u. Schuldversch.
 Banque Internationale de Bruxelles, Aktien.
 Baugesellschaft Kaiser-Wilhelm-Strasse, Aktien.
 Baumwoll-Spinnerei Erlangen, Aktien.
 Baumwoll-Spinnerei Unterhausen, Aktien und Schuldversch.
 Benrather Maschinenfabrik A.-G., Aktien.
 Bergisch-Märkische Bank, Aktien.
 Bergwerks-Akt.-Ges. Consolidation in Schalke, Aktien.
 Bergwerksgesellschaft Centrum, Schuldversch.
 Bergwerksgesellschaft Hibernia, Aktien und Schuldversch.
 Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Akt.-Ges., Akt.
 Berliner Elektrizitäts-Werke, Aktien u. Schuldversch.
 Berliner Handels-Gesellschaft, Anteile.
 Berliner Hôtel-Ges., Aktien u. Schuldversch.
 Berliner Maschinenbau-Aktien-Ges. vorm. L. Schwartzkopff, Aktien.
 Bismarckhütte, Aktien u. Schuldversch.
 Blechwalzwerk Schulz-Knaudt, Akt.-Ges., Aktien.
 Bochumer Verein für Bergbau und Gusstahlfabrikation, Aktien und Schuldversch.
 Bosnisch-Herzegovinishe Eisenbahn-Landes-Anleihe von 1902.
 Brauerei Kunterstein, 4 1/2% Schuldversch.
 Braunkohlen- u. Breket-Ind., Aktien u. Schuldversch.
 Braunschweig, 4 1/2% Eisenbahn-Prioritäten.
 *Braunschweig-Hannoversche Hyp.-Bank, Aktien u. Pfandbr.
 Braunschweigische Landes-Eisenbahn, Aktien u. Schuldversch.
 Braunschweigische Strassenbahn (s. Strassen-Eisenbahn-Ges. in Braunschweig).
 Braunschweig-Schöninger Eisenbahn 4 1/2% Schuldversch.
 Breitenburger Portland-Cement-Fabrik, Aktien.
 Bremer 3 1/2% Staats-Anleihe v. 1893, 1898 u. 1906.
 Breslauer elektr. Strassenbahn (s. Elektrische Strassenbahn, Breslau).
 Broththal Eisenbahn-Ges., 4 1/2% Schuldversch.
 Bucarester 4 1/2% Stadt-Anleihe v. 1895 u. 1898.
 Cellulose Fabrik, Feldmühle, Breslau, Aktien u. Schuldversch.
 Centrum (s. Bergwerksgesellschaft Centrum).
 Charlottenburger 4% u. 3 1/2% Stadt-Anleihen.
 Charlottenhütte, Niederscheiden (s. Akt.-Ges. Charlottenhütte).
 Chemische Fabrik Lindenhof C. Weyl & Co. A.-G., Aktien.
 Chicago, Burlington & Quincy 4% Eisenb.-Obl.
 Chinesische 5% Staats-Anleihe von 1896.
 Chinesische 4 1/2% Staats-Anleihe 1896.
 Club von Berlin, Grundschuldbriefe.
 Kölner Stadtanleihen.
 Crefelder Eisenbahn-Gesellschaft, Aktien.
 Dampfschiffahrts-Gesellschaft des Oesterreich, Lloyd, Obligationen.
 Danziger Elektrische Strassenbahn Akt.-Ges. Aktien und Schuldversch.
 Deutsch-Asiatische Bank (Shanghai-Taels), Aktien.
 Deutsche Continental-Oas-Gesellschaft, Aktien u. Schuldversch.
 Deutsche Grund-Credit-Bank in Ootha, Aktien, Pfandbr. u. Prämien-Pfandbr.
 Deutsche Hypothekbank (Akt.-Ges.) Berlin, Aktien u. Pfandbr.
 Deutsche Hypothekbank Meiningen, Pfandbr. Prämien-Pfandbr.
 Deutsche Kolonial-Eisenbahn-Bau- u. Betriebs-Ges., Aktien.
 Deutsche Ostafrika-Linie, Aktien.
 Deutsche Vereinsbank, Frankfurt a. M., Aktien.
 Deutscher Anker, Pensions- u. Lebensversicherungs-Akt.-Ges., Aktien.
 Deutsch-Oesterr. Mannesmannröhren-Werke, 4 1/2% Schuldversch.
 Deutsch-Überrheinische Elektrizitäts-Gesellschaft, Aktien u. 5% Schuldversch.
 Düsseldorf 4% Stadt-Anleihe von 1899.
 Egyptische 4% Daira-Sanieh-Anleihe von 1890.
 Eidgenössische 3 1/2% u. 3% Anleihen.
 Eidgenössische 3% Eisenb.-Rente von 1897.
 Eisenhütte Silesia Akt.-Ges., Aktien und Schuldverschreibungen.
 Elektrizitäts-Lieferungs-Gesellschaft, Aktien u. Schuldversch.
 Elektrizitätswerk Strassburg i. Els., Aktien.
 Elektrizitäts-Werk Wannsee, Aktien und 4 1/2% Schuldversch.
 Elektrische Hoch- und Untergrundbahnen (s. Ges. f. elektr. Hoch- u. Untergrundbahnen).
 Elektr. Strassenb. Breslau, Aktien u. Schuldversch.
 Elektrische Strassenbahn Valparaiso A.-G., Aktien.
 Elektrochemische Werke G. m. b. H., Aktien u. Schuldversch.
 Emallierwerk u. Metallwarenfabr. Silesia, Akt.-Ges. (s. Eisenhütte Silesia).
 Färberei Glauchau, Akt.-Ges., 4 1/2% Schuldversch.
 Frankfurt a. M. 3 1/2% Stadt-Anleihe von 1899.
 Frankfurt a. M. 3 1/2% Stadt-Anleihe von 1901, Abt. II u. III.
 Frankfurt a. M. 3 1/2% Stadt-Anleihe v. 1903 u. 1904
 Freiburger 4% Stadt-Anleihe von 1900.
 Genthiner Kleinbahn-Akt.-Ges., Aktien.
 Germania 4% Schiffbau Schuldversch.
 Ges. f. elektr. Unternehmungen Berlin, Aktien.
 Gesellschaft für elektr. Hoch- u. Untergrundbahnen, Aktien und Schuldverschreibungen.
 Gesellschaft f. Straßenbahnen im Saartal, Aktien.
 Gewerkschaft Scharnhorst, 5% Schuldversch.
 Glauchauer Stadt-Anleihen.
 A. Goerz & Co., Limited, Aktien.
 Gothaer Pfandbriefe (s. Deutsche Grund-Credit-Bank).
 Güstrower 3 1/2% Stadt-Anleihe von 1895.

Halberrödter $3\frac{1}{2}\%$ Stadt-Anleihe von 1897.
 Halle-Hettstedter Eisenb., Akt. u. Schuldversch.
 Hallesche $3\frac{1}{2}\%$ Stadt-Anleihe von 1892.
 Hallesche 4% Stadt-Anleihe von 1900.
 Hamburgische $3\frac{1}{2}\%$ amortisierbare Staats-Anleihen von 1887, 1888, 1899 und 1904.
 Hamburgische 3% Staats-Anleihe von 1902.
 Hamburg - Amerikanische Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft, 4% Prioritäts-Anleihe.
 Handelsgesellschaft für Grundbesitz, Aktien und Schuldverschreibungen.
 Harpener Bergbau-Aktien-Gesellschaft, Aktien- und Schuldverschreibungen.
 Haspe Eisen- und Stahlwerk, Haspe, Aktien.
 Herne, Vereinig. v. Hib-Aktien-, Schuldversch.
 H. Henninger-Reifhaus Akt.-Ges., Aktien und Schuldverschreibungen.
 Hessische Landes-Hypothekbank Pfandbriefe und Kommunal-Schuldverschreibungen.
 Hessische 3% Staats-Anleihe von 1905.
 Hofbräuerei Schötthof und Frankfurter Bürgerbräu, Akt.-Ges., Akt. u. Schuldversch.
 Hohenlohe-Werke Aktien-Gesellschaft, Aktien.
 Hypothek-Bank in Hamburg, Akt. u. Pfandbr.
 Immobilien-Gesellschaft Waldhof, Aktien.
 Insterburger Kleinbahn-Aktiengesellschaft, Aktien.
 Italienische 5% alte Staatsrente.
 Italienische 4% neue Staatsrente.
 Italienische $3\frac{1}{2}\%$ konsol. Rente.
 *Italienische amortis. 5% Rente III. u. IV. Serie.
 Italienische 3% staatsgarant. Eisenbahn-Obligat., Serie A, B, C, D, E. — Adriatisches Netz — Mittelmeernetz — Sicilianisches Netz.
 Italienische Gesellschaft der Sardin. Sekundärbahnen in Rom, I, II und III. Serie.
 Italienische Gesellschaft d. Sicilian. Eisenbahnen, 4% steuerf. Gold-Oblig., Em. I, II, III, IV u. V.
 *Italienische Meridional-Eisenbahn, Aktien und Genuß-Scheine.
 Italienische Mittelmeer-Eisenbahn, 4% steuerfreie Obligationen.
 Italienische $3\frac{1}{2}\%$ steuerfreie Bodenkredit-Pfandbriefe d. Banca Nazionale del Regno d'Italia.
 Jura-Simplon Eisenbahn, Obligationen.
 Kaiserhof Akt.-Ges. (s. Berliner Hotel-Gesellsch.).
 Kalwerke Salzdetfurth, Akt.-Ges., Aktien.
 Kenel-Assouan, $3\frac{1}{2}\%$ Eisenbahn-Obl. von 1885.
 Kiel $3\frac{1}{2}\%$ Stadt-Anleihe von 1901.
 Kleinbahn Akt.-Ges. Kiel-Schöneberg, Aktien.
 Kleinbahn Akt.-Ges. Ziesar-Groß-Wusterwitz, Akt.
 Koehmann, Aktien (s. Stärke-Zuckerfabr., A.-Ges.).
 Kölner Stadt-Anleihen.
 Königsberger $3\frac{1}{2}\%$ Stadtanleihe von 1895.
 Kopenhagener $3\frac{1}{2}\%$ Stadtanleihe von 1886.
 Gebr. Körting, Akt.-Ges., Aktien u. Schuldversch.
 Kraftübertragungswerke Rheinfeiden, Aktien- u. $4\frac{1}{2}\%$ Schuldverschreibungen.
 Krefelder Eisenbahn-Gesellschaft, Aktien.
 Krenmen-Neu-Ruppin-Wittstocker Eisenbahn-Ges., Aktien u. $3\frac{1}{2}\%$ Schuldverschreibungen.
 Fried. Krupp, Akt.-Ges., Essen, 4% Anleihe.
 Kurfürstendamm-Ges. in Liquidation, Aktien.
 Kursk-Charlow-Azow, 4% Eisen-Prior.-Oblig.
 Kursk-Kiew, 4% Eisenbahn-Prior.-Oblig.
 Lancaster Gold Mining Co., Lim., 6% Debentures.
 Lancaster West Gold Mining Co., Limited, 6% Debentures.
 Heinrich Lapp, Akt.-Ges. f. Tiefbohrungen, Akt.
 Lederfabrik Akt.-Ges. vorm. James Eyck & Strasser, Aktien und Schuldverschreibungen.
 Leipziger Bierbrauerei zu Reudnitz, Riebeck & Co., Aktien.
 Leipziger Elektrische Straßenbahn, Aktien und Schuldverschreibungen.
 Lemberg - Czernowitz - Jassy Eisenbahn-Gesellschaft, Aktien, Genusaktien u. Obligationen.
 Liegnitz - Rawitscher Eisenbahn - Gesellschaft, Aktien und Schuldverschreibungen.
 Lodzer 4% Fabrikkahns-Obligationen.
 Ludw. Loewe & Co., Aktien-Gesellschaft, Aktien und 4% Schuldverschreibungen.
 Lübeck-Büchener Eisenbahn-Gesellschaft, Aktien und Schuldverschreibungen.
 Lübecker 3% Staats-Anleihe von 1885.
 Lübecker $3\frac{1}{2}\%$ Staats-Anleihe von 1899.
 Luxemburgische Prince Henri Eisenbahn- und Erzgruben-Gesellschaft, Aktien und Oblig.
 Luzerner $3\frac{1}{2}\%$ Stadt-Anleihe.

Magdeburger Elektrizitäts-Werke, Aktien und $4\frac{1}{2}\%$ Schuldverschreibungen.
 Magdeburger $3\frac{1}{2}\%$ konv. Stadt-Anleihen von 1875 und 1880.
 Magdeburger Privat-Bank, Aktien.
 *Mansfelder Seekreis-Schuldverschreibungen.
 Meininger Hypothekbank (s. Deutsche Hypothekbank Meiningen).
 Minna Anna, Braunkohlengruben-Gewerkchaft Schuldverschreibungen.
 Mitteldeutsche Bodenkredit-Anstalt, Aktien, Pfandbriefe und Greditrentenbriefe.
 Müdrath-Liblar-Brühler Eisenbahn, Aktien-Gesellschaft, $4\frac{1}{2}\%$ Schuldverschreibungen.
 Moskau - Jaroslaw - Archangel, 4% Eisenbahn-Prioritäts-Obligationen.
 Moskau-Kasan 4% Eisenbahn-Prioritäts-Oblig.
 Moskau-Kiew-Woronesch 4% Eisenbahn-Prioritäts-Obligationen.
 Moskau - Smolensk 4% Eisenbahn-Prioritäts-Obligationen.
 Moskau-Windau-Rybinsk 4% Eisenbahn-Prioritäts-Obligationen.
 Münchener Stadt-Anleihen.
 Naphta-Produktions-Gesellschaft Gebr. Nobel, Aktien und Schuldverschreibungen.
 The National Bank of South Africa, Limited, Akt.
 Neue Gas-Aktien-Gesellschaft (Nolte) Aktien und Schuldverschreibungen.
 Neustadt-Gogoliner Eisenbahn-Gesellschaft, Akt.
 Niederrheinische Güter-Assekuranz-Gesellschaft, Aktien.
 Niederrhein. Rückversicherung-Gesellschaft, Aktien.
 Norddeutscher Lloyd, Aktien u. Schuldversch.
 Nordhausen - Wernigeröder Eisenbahn-Gesellschaft, Aktien.
 Nordwestdeutsche Bank, Bremen, Aktien.
 Nürnberger Stadt-Anleihen.
 Oberschlesische Eisen-Industrie, Aktien-Gesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb, Aktien und Schuldverschreibungen.
 Oberschlesische Koks-Werke und Chemische Fabriken Aktien-Gesellschaft, Aktien und Schuldverschreibungen.
 Oesterreichische 4% einheitliche Rente.
 Oesterreichische Lokal-Eisenbahn-Gesellschaft 4% Gold-Prioritäts-Anleihe.
 Oesterreichische Lokal-Eisenbahn-Gesellschaft 3% Prioritäts-Anleihe.
 Oesterreichisch-Ungarische Bank, 4% Pfandbr.
 Ostbank für Handel und Gewerbe, Aktien.
 Ostdeutsche Eisenbahn-Gesellschaft, Aktien und Schuldverschreibungen.
 Ostdeutsche Kleinbahn-Gesellschaft (s. Ostdeutsche Eisenbahn-Gesellschaft).
 Ottomanische 4% Staats-Anleihe von 1903.
 Planitzwerke, Akt.-Ges. f. Kohlenfabrikation, Akt.
 Plauerer Stadt-Anleihen.
 Pongs Spinnereien u. Webereien, Akt.-Ges., Akt.
 Postgenossenschaft unificierte 3% äußere Staats-schuld, Serie I—III.
 Posener $3\frac{1}{2}\%$ Stadt-Anleihe von 1885.
 Prager Eisenindustrie-Gesellschaft, Aktien.
 Preussische Hypothek-Aktien-Bank, Aktien und Pfandbriefe.
 Prince Henri-Eisenbahn-Aktien u. Obligationen (s. Luxemburgische Prince Henri Eisenb. usw.)
 Princess Estate and Gold Mining Co., Limited, 6% Debentures.
 Regensburger Stadt-Anleihen.
 Reichelbräu, Akt.-Ges. in Kulmbach, Aktien.
 Rheinische Elektrizitäts- und Kleinbahnen-Aktien-Gesellschaft, Aktien.
 Rheinische Stahlwerke, Aktien.
 *Rheinprovinz-Anleihen.
 A. Riebeck'sche Maschinenwerke Akt.-Ges., Aktien.
 Rinteln-Stadtthagen Eisenbahn-Gesellschaft, Vorkurs- und Stamm-Aktien.
 Rjasan-Kozlow 4% Eisenbahn-Prioritäts-Oblig.
 Rjasan-Uralak 4% Eisenbahn-Prioritäts-Obligat.
 Rombacher Hüttenwerke, Akt. u. Schuldversch.
 Roodeport Central Deep, Lim., 6% Debentures.
 Rostocker Bank, Aktien.
 Rostocker Stadt-Anleihe von 1881.
 Ruppiner Kreis-Bahn Eisenb.-Akt.-Ges., Aktien.
 Russ. Aktiengesellschaft Zellstoffabrik Waldhof, $4\frac{1}{2}\%$ Anleihe.
 Russ. Gesellschaft für Röhrenfabrikation, Schuldverschreibungen.

- Russ. 4 $\frac{1}{2}$ % Gold-Anleihe von 1889.
 Russ. 4 $\frac{1}{2}$ % steuerf. Staats-Anleihe von 1902.
 do. 4 $\frac{1}{2}$ % „ 1905.
 Russ. Südostbahn, 4 $\frac{1}{2}$ % Obl. v. 1897, 1898 u. 1901.
 Rütgerswerke Akt.-Ges., Aktien und Schuldv.
 Rybinsk 4 $\frac{1}{2}$ % Eisenbahn-Prioritäts-Obligations.
 Rybeker Steinkohlen-Gewerkschaft 4 $\frac{1}{2}$ % Schv.
 Samlandbahn, Akt.-Ges., Aktien u. 4 $\frac{1}{2}$ % Schuldv.
 Sarotti Chokoladen- und Cacao-Industrie Aktien-
 Gesellschaft, Aktien.
 Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft, Aktien.
 August Schertl, G. m. b. H., 5 $\frac{1}{2}$ % und 6 $\frac{1}{2}$ % Schuldv.
 August Schertl, Deutsche Adreßbuch Gesellschaft
 m. b. H., 6 $\frac{1}{2}$ % Teilschuldverschreibungen.
 Schlägel und Eisen, 4 $\frac{1}{2}$ % Grundschild-Anleihe.
 Schlesische Aktien-Gesellschaft für Bergbau- und
 Zinkhüttenbetrieb, Stamm-Akt. u. Prior.-Akt.
 *Schlesische Bodenkredit-Aktien-Bank, Aktien
 und Pfandbriefe.
 Schlesische Elektrizitäts- und Gas-Aktien-Gesell-
 schaft, Aktien und 4 $\frac{1}{2}$ % Schuldversch.
 Schlesischer Bank-Verein, Aktien.
 Schöffershof-Dreikönigshof (s. Hofbierbrauerei
 Schöffershof).
 Schulz-Knaudt (s. Blechwalzwerk Schulz-Knaudt).
 Schwartzkopff, Maschinenfabrik (s. Berliner
 Maschinenbau-Akten-Gesellschaft).
 Schwedische Reichs-Hypotheken-Bank 3 $\frac{1}{2}$ %
 Pfandbriefe von 1886.
 Schwedische Städte-Hypotheken-Pfandbriefe
 (s. Allgemeine Hypothekenkasse der Städte
 Schwedens).
 Schweizerische 3 $\frac{1}{2}$ % Bundesbahn-Anleihen.
 Schweizerische Bundesbahn-Rente.
 Schweizerische Centralbahn, Obligations.
 Schweizerische Nordostbahn, Obligations.
 Serbische 2 $\frac{1}{2}$ % Prämien-Anleihe und gezogene
 Stücke (v. 14. Jan. bis 14. Febr. jed. Jahres).
 Serbische 4 $\frac{1}{2}$ % amortisierbare Anleihe von 1896.
 Serbische 5 $\frac{1}{2}$ % Staats-Monopol-Anleihe.
 Serbische Staats-Boden-Credit-Anstalt, 5 $\frac{1}{2}$ % Gold-
 Pfandbriefe.
 Sicilianische Eisenbahn-Obligations (s. Italien.
 Ges. der Sicilianischen Eisenbahnen).
 Siemens Glasindustrie (s. A.-G. I. Glasindustrie).
 Siemens & Halske, A.-G., Akt. u. Schuldversch.
 Silesia, A.-G. (siehe Eisenhütte Silesia A.-G.)
 Spinnerei und Buntweberei Pforse, Augsburg,
 Aktien und Schuldverschreibungen.
 Spinnerei und Weberei Erlangen (siehe Baum-
 wollspinnerei Erlangen).
 Spinnerei u. Weberei Ulm, Aktien, Prior.-Aktien
 u. Schuldverschreibungen.
 Stärke-Zucker-Fabrik, Akt.-Ges. vorm. C. A.
 Koehlmann & Co., Aktien.
 Stahlwerk Julenhütte G. m. b. H., 5 $\frac{1}{2}$ % Teilschuld-
 verschreibungen.
 Staßfurter Chemische Fabrik vorm. Vorster &
 Grüneberg, Akt.-Ges., Aktien.
 Steele Stadt-Anleihen.
 Stein- u. Thom-Ind.-Ges., Brothital-Köln, Aktien.
- Stettiner Maschinenbau-Akt.-Ges. „Vulcan“, Akt.
 Stettiner Stadt-Anleihen.
 Stettiner Straßen-Eisenbahn-Gesellschaft, Aktien,
 Vorzugs-Aktien und Schuldverschreibungen.
 St. Louis Iron Mountain & Southern Eisenbahn,
 5 $\frac{1}{2}$ % Gold-Bonds.
 St. Louis- und San Francisco-Eisenbahn, 4 $\frac{1}{2}$ %
 Refundings-Bonds.
 St. Louis- und San Francisco-Eisenbahn, 6 $\frac{1}{2}$ % und
 5 $\frac{1}{2}$ % General-Mortgage-Bonds.
 St. Paul Minneapolis & Manitoba - Eisenbahn,
 4 $\frac{1}{2}$ % konsolidierte Prior.-Gold-Oblig.
 Stockholms Instecknings Garanti Aktiebolag, 4 $\frac{1}{2}$ %
 Pfandbriefe von 1886 und 1887.
 Gebr. Stollwerck, Akt.-Ges., Vorzugs-Aktien.
 Straßburger Straßenbahn-Gesellschaft, Aktien.
 Straßen-Eisenbahn-Gesellschaft in Braunschweig,
 Aktien und Schuldverschreibungen.
 Süddeutsche Donau - Dampfschiffahrts - Ges.,
 Aktien und 4 $\frac{1}{2}$ % Schuldverschreibungen.
 Südostbahn (Russ.), 4 $\frac{1}{2}$ % Obl. v. 1897, 1898 u. 1901.
 Sudenburger Maschinenfabrik u. Eiseng. A.-G., Akt.
 Telephon-Fabrik, A.-G., vorm. J. Berliner, Aktien.
 Temes Bega-Thal Wasserregul.-Ges., 4 $\frac{1}{2}$ % Oblig.
 Thiederalh in Thiede (s. Akt.-Ges. Thiedermalh).
 Thomson Houston-Ges., Aktien u. Obligations.
 Türkische 4 $\frac{1}{2}$ % Staats-Anleihe von 1903.
 Ungar. Agrar-u. Rentenbank, 4 $\frac{1}{2}$ % Weingärten-Obl.
 Ungar. Agrar-u. Rentenbank, 4 $\frac{1}{2}$ % Rentenscheine.
 Ungar. Agrar-u. Rentenbank, 4 $\frac{1}{2}$ % Pfandbriefe.
 Ungar. Hypotheken-Bank Budapest, 4 $\frac{1}{2}$ % Pfand-
 briefe (Série II) von 1897.
 Union-Bank in Wien, Aktien.
 Vereinigte Deutsche Nickelwerke Akt.-Ges. vorm.
 Westf. Nickelwalzwerk, Fleitmann, Witte
 & Co., Aktien.
 Vereinigte vorm. Pongs'sche Spinnereien (siehe
 Pongs Spinnereien und Webereien).
 Vereinigte Westdeutsche Kleinbahnen, Akt.-Ges.,
 4 $\frac{1}{2}$ % Oblig.
 Vereinsbank Nürnberg, Bodenkredit-Pfandbriefe.
 Warschau-Wiener Eisenbahn-Ges., Aktien, Ge-
 nußscheine und Obligations.
 Warsteiner Gruhen- und Hüttenwerke, Aktien.
 Wechselbank in Hamburg, Aktien.
 Wehlan-Friedländer Kreisbahnen, Aktien.
 Westdeutsche Bodenkredit-Anstalt, Aktien und
 Pfandbriefe.
 Westdeutsche Eisenb.-Ges., Akt. u. Schuldversch.
 Westfälische Drahtindustrie, Akt. u. Schuldversch.
 Westsilesianische Eisenbahn-Ges., Aktien und
 Obligations I. u. II. Emission.
 Wladikawkas 4 $\frac{1}{2}$ % Eisenbahn-Prioritäts-Obligat.
 Württembergische 3 $\frac{1}{2}$ % u. 3 $\frac{1}{2}$ % Staats-Anleihen.
 Zarskoe-Selo Eisenbahn-Obligations.
 Zellstofffabrik Waldhof, Aktien u. Schuldversch.
 Zuckerfabrik Union, 4 $\frac{1}{2}$ % Schuldversch.
 Zuckerraffinerie Danzig, Aktien u. Schuldversch.
 Zürcher 3 $\frac{1}{2}$ % Stadt-Anleihe von 1889, 1894, 1896
 und 1898.
 Zürcher 4 $\frac{1}{2}$ % Stadt-Anleihe von 1900 und 1901.

Bei den mit einem * versehenen Effekten sind wir nicht Zahlstelle für die verlostten Stücke.

Berlin, im Dezember 1905.

Berliner Handels-Gesellschaft.

Actienbrauerei Merzig.

Auf Grund des in der Berliner Börsen-Zeitung und im Berliner
 Börsen-Courier No. 588 veröffentlichten Prospectes sind
 nom. M. 1000 000.— auf den Inhaber lautende Actien

Mo. I—1000 der Actienbrauerei Merzig

zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.

Berlin, im December 1905.

Delbrück Leo & Co.



Für Künstler! Maler, Bildhauer, Architekten, Fach- und Amateur-Photograph, Kunstfreunde etc.

Die Körperschönheit des Weibes

(Weibliche Grazie).

Mit Beiträg. hervorragend. Gelehrter u. Künstler aller Länd. u. 100 malerischen Aktstudien in Farbendruck. Künstlerische Freileichtaufnahmen weiblicher Körper v. entzückend. Schönheit u. in prächtv. Wiedergabe. 5 Prachtbände in hochorigineller Ausstattung zum Preise von 4 M. für jeden Band. Ausgabe in 5 Leinenprachtbänden M. 6.— jed. Bd. Wir liefern einen Band zur Probe für Mark 4.30 franko, alle 5 Bände für Mark 20.25 franko gegen Voreinsendung des Betrages oder Nachnahme. Probeband der Prachtausg. M. 6.30 frk., alle 5 Bde. M. 30.50 frk. (Nachn. 30 Pfg. mehr. Bei Sendungen nach dem Auslande entsprechendes Mehrporto.) Auf Wunsch liefern wir monatlich einen Band gegen Nachnahme, das ganze Werk auch gegen monatl. Ratenzahlungen von 3—5 Mk.

Kunstverlag Klemm & Beckmann, Stuttgart 38b.

Sieben ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Reisen in Celebes

Von Paul & Fritz Sarasin.

C. W. KREIDEL'S VERLAG IN WIESBADEN.

240 Abbildungen
12 Tafeln
11 Karten.

Zwei Bände
vornehmste
Ausstattung,
geb. 24 Mark.

Wir kaufen stets:
ganze Bibliotheken
sowie einzelne
und zahlen die höchsten Preise: Abschätzung auf Wunsch an Ort und Stelle.
Antiquariat Lipsius & Tischer, Kiel.

Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger Stuttgart und Berlin erschienen:

Beiträge zu einer Kritik der Sprache

Von
Fritz Maunthner

Drei Bde. In Halbfranz geb. M. 44.—
Der Verfasser, als geistvoller Kritiker und Essayist längst bekannt, läßt in diesen Werken die tiefste und umfassendste Arbeit seines Lebens hervortreten.

Es ist der Versuch eines Denkers von unerbittlicher Schärfe, eines Darstellers von hinreichender Kraft, in einer „Kritik der Sprache“, wie sie von Voraussetzungen schon gefordert wurde, als einig die kantische „Kritik der reinen Vernunft“ erschieben, das Werkzeug alles Wissens vom Grunde aus zu prüfen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vortheilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau: Carl Wicand.

Eisbärjelle sind nicht besser aber teurer als melne Halschmudendelle „Marke Eisbär“; feinste Eisanteppiche, chemisch gereinigt, geruchlos, blendend weiß oder silbergrau etwa 1 m groß 7.50 Mk. Postlagen 8 und 6 Mk. bei 3 Stud. franko. Prospekte mit Aueren, franco. **W. Heino, Länzmühle 95** bei Schneverdmann (Lüneb. Haide).

„Observer“ Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien I, Concordiaplatz 4.
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten
Zeitungsausschnitte
über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis.

Schriftsteller

Best Verlag übernimmt Druck u. sonstigen Vertrieb u. bedichten Noveellen, Romanen, Dramen etc. (fragt einen Teil d. Kosten) Coulantio Bookings-Offert unter
C. H. 85 Nassenstr. u. Popper A.-G., Leipzig.

Diabetes!

Bauer'sches Spezial-Institut für Diabetiker, Koetschenbroda Sachsen. Neues kombiniertes, naturwissenschaftlich begründetes praktisch bewährtes Heilverfahren.

Dr. Stadelmann's

Klinik für Nervenkranke, Dresden-A., Hübnerstr. No. 2. Gesunde, ruhige, vornehme Lage. Erschöpfungszustände, Schlaflosigkeit, Zwangsvorstellungen, Angstzustände, nervöse Herz- und Magenstörungen, Migräne u. s. w.

Spezial-Behandlung krampfkranker Kinder

sowie reizbarer, schwer erziehbarer, schwach beanlagter u. s. w. Beschränkte Patientenzahl.

Kur- u. Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München.

560 m über dem Meere. In herrlicher Lage im Isarthal. Modern und reichhaltig eingerichtet. Aller Comfort der Neuzeit. Centralheizung, electr. Licht etc. Näheres durch ausführl. Gratis-Prospecte.

Dr. Carl Uebeisen, leitender Arzt der Anstalt (2 Aerzte).

Vogeler Sanatorium Braunlage Harz.
Dr. med. Nervöse, Magen-, Darm-, Zucker-, Gicht-, Ernährungs-.

Landaufenthalt für

Alkoholranke

auf dem Rittergut Nimbach a. Bober bei Sagan in Schlesien (früher Niendorf a. Sch.). Gegründet 1895. Preis pro Tag: 6 Mark. Prospekte frei. Sanitätsrat Dr. Lerche, Alfred Smith.

Morphium- Entziehungskuren leitet im Hause der Patienten
R. Rehfeld. Adr. Berlin NW. 5, Rathenowstr. 25.

Sanatorium Dr. Passow Meinigen i. Thüringen
für Nervenranke u. Entziehungskuren. Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. A. Passow. Langj. Assist.

Magnetisiren kann Jeder, d. das Buch: Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus von F. Schröder studiert hat. Mit vielen Abb. u. Taf. 680 S. gr. 8°, Pr. brosch. M. 12,— geb. M. 14,—. Verl. v. Arwed Strauch, Leipzig-R.

GENESIS Das Gesetz der Zeugung
Bd. IV. Animismus u. Regeneration. Unter. über Sexual-Psychologie. 2. Aufl. Preis br. M. 4,—, geb. M. 5,—. Ausführl. Prosp. gratis u. franko. Verl. v. Arwed Strauch, Leipzig-R.

Geschäftliche Mitteilungen.

Camphausen-Siphon. Dass man zu Hause das Bier nie so würzig und frisch erhalten konnte wie im Restaurant, gehört der Vergangenheit an, selbst die „Camphausen-Tönnchen-Siphons“ im Gesellschaftskreisen eingeführt haben. Sonst wurde bei Festlichkeiten im Vorzimmer oder Küche ein Fass Bier angesteckt, eine beliebige Menge Gläser vollgefüllt und sodann, meistens bereits in abgestandenem Zustande, den Gästen kredenz. Unaufrichtig wurde neues Bier herbeigebracht, trotzdem am allen Ecken noch volle und halbvolle Gläser standen, deren Inhalt ungenießbar geworden war. Jetzt werden die eleganten Tönnchen-Siphons in den Gesellschaftsräumen selbst verteilt, auf Tischen gestellt, und jeder Gast ist in der angenehmen Lage, sich auch selbst ein Glas, voll oder halbvoll, zu füllen. Das Bier schmeckt würzig und frisch, wie vom Fass in der Brauerei! Das in dem Syphon verbliebene Bier bleibt frisch und kann in den nachfolgenden Tagen ausgetrunken werden. Die Flaschenbier- und Siphon-Abteilung der Firma F. u. M. Camphausen, Berlin, Breslau, Hannover, Stettin, liefert Tönnchen-Siphons mit 5 Liter Bier (incl. Kohlensäurefüllung) für 3 M. frei ins Haus; nach Wunsch „Pilsener Urquell“ aus dem Bürgerlichen Bräuhaus in Pilsen, Münchener, Nürnberger oder Gumbacher Bier.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei des Verlags der „Lustigen Blätter“ Dr. Eysler & Co., G. m. b. H., Berlin S.W. 12, betreffend

Abonnements-Einladung auf die „Lustigen Blätter“.

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Schlossbrauerei Schöneberg

Schöneberg b. Berlin W.

Telephon: Amt IX,
No. 5018 und 5424.

Befert Ihre vorzüglichen Biere in Flaschen
und Siphons für den Familiengebrauch

30 Fl. Schlossbräu (hell) . M. 3,—

30 Fl. Kronenbräu . . . M. 3,—

30 Fl. Schöneberger Cabinet M. 3,—

== Pfand pro Flasche 10 Pfg. ==

Die Biere sind stark eingebraut und ausser-
ordentlich reich an Extraktivstoffen (Nähr-
stoffen), welchen ein mässiger Alkohol-
gehalt gegenübersteht.

Poetko's Apfelwein

in Flaschen à ½ L., naturrein,
unbegrenzt klarhaltbar,
versendet in Kisten von 30 Fl. aufwärts
à 30 Pf. Auslese à 50 Pf. exkl. Glas u.
Kiste ab hier gegen Kasse oder Nachn.
Ferd. Poetko, Guben 18.
Grösste Apfelweinkellerei Norddeutschl.

Edle Wohltäter

haben Tausende für arme Familien, Witwen-
Waisen und Verlassene, für alleinst. Damen,
verarmte Kaulleute, Beamte, für Schul-
kinder und Studierende, für Künstler, Ge-
lehrte, Juden, Christen, Invaliden, Dienst-
mädchen usw. vermacht und es ist Tai-
sache, dass sich um die vielen Stiftungen
fast Niemand bewirbt. Keine menschliche
Lage ist unberücksichtigt. Jedermann, wel-
cher aus diesen Stiftungen Nutzen ziehen
will, erhält Auskunft gratis von **Herrmann
Maier, Dresden 124, Friesenitzstr. 61.**

Charakter und Schrift.

Brief an P. P. Liebe. . . . Sie
sind befähigt, seelisch Andere zu bestimmen,
ihnen durch Ihre Analyse zur inneren Frei-
heit zu verhelfen. Sie haben süsselhaft Er-
scheinendes durch die überraschend richtigen
Resultate Ihrer feinsinnigen Charakterbeur-
teilungen aus den eingesendeten Handschriften
leicht begreiflich gemacht. Ihre Eigenkunst
kann den Nimbus anbahnen; denn Ihr Talent
bestätigen Sie durch Ihre Schöpferkraft, auch
wenn die Inspiration einmal versagt. Freilich
hat das Tiefe nur ein kleines Publikum . . .
Denkende Menschen, die Handschriften zur
Beurteilung des Charakters vorzuziehen
wünschen, empfangen auf briefliche An-
frage kostenfrei Broschüre und Honorarbe-
dingungen. Praxis des Entdeckers der
Psychographologie seit 1890. Adresse:

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

Schramm & Echtermeyer
Gegründet 1835. Dresden 4.
ca. 500 Sorten Cigarren
Deutsche Fabrikate. Habana-Import.
Helle Farben.
200 Sorten Cigaretten.
Lieferanten vieler Höfe
und öffentl. - Casinos.
Preisbücher stehen zu Diensten.

Cabinet-Comet
Graeger
Gold & Silber
Seck
Carl Graeger
Seck-Kellerei
Hochheim a. M.

Ibach, 1794 gegründet,
Hofpianosortefabrik,
BERLIN W., Potsdamer Strasse 22 b.
Flügel u. Pianinos
in allen Holz- und Stil-Arten.
Event. Eintauch älterer Instrumente bei
Neukauf.
Vorzügliche Stimmungen.
St. Louis 1904 Grand Prix.

Für Gesellschaften, Skat etc.!

**Camphausen-
Tönnchen-Siphon**

5 Liter Inhalt

Münchener
Pilsener Urquell
Culmbacher
Nürnberg.

Gemante Biere auch in 1/2, 1/4, 1/8 Literflaschen.

Füllung Mk. 3.— franco Haus.
F. & M. Camphausen, Berlin S. W.
Breslau, Hannover, Stettin.

CANNES

(Süd-
Frankreich)

Hotel Victoria

Volle Pension: 10 bis 15 Frs.
per Tag. — Deutsche Betten.
Nähere Auskunft per Post.

Das Ei des Columbus



war der von uns im größten Maßstabe und mit unvergleichlichem Erfolge durchgeführte Gedanke, zwecks Zollersparnis die edelsten Weine der Champagne im Faß zu beziehen, um mit ihnen in Deutschland genau nach französischer Methode unsere Marke

"Benkell Trocken"

herzustellen.

Wir importieren schon seit Jahren weit mehr Weine der Champagne nach Deutschland als irgend eine andere deutsche oder französische Sektellerei.

Benkell & Co., Mainz. Gegr. 1832.